LB
Coburg

S. 202.

W. Jury del. et sc.

Kleine Romane
und
moralische Erzählungen

Von
August Lafontaine.

Siebenter Theil.

Verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Berlin,
bei Joh Daniel Sander.
1801.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK
COBURG

Landes-
bibliothek
Coburg

Kleine Romane
und
moralische Erzählungen.

Siebenter Theil.

XV.

Der Hochmuth.

Der Hochmuth.

1.

Du bist also zurück aus dem Bade, und von deiner Schwärmerei durch Holland? Gott Lob, meine liebste Luise! nun kann ich wieder Abends und Morgens schreiben. Mein Tagebuch ist ins Stocken gerathen, seitdem ich es dir nicht mehr alle Monate schicken konnte. Alles, alles ist ins Stocken gerathen, meine Gute.

Ungefähr seit einem Monate hat sich noch ein Verehrer eingefunden, den selbst mein edler Vater in Schutz nimmt; und — o, was könnte ich dir nicht alles von deiner armen Eva erzählen, wenn ich — wollte!

Mein Oheim nimmt den Herrn von Danneberg mit großem Eifer in Schutz. Er ist, wie ich fürchtete, mit dem Vorschlage heraus-

gerückt. Mein Vater will nicht, weil er so gut seinen Günstling hat, wie mein Oheim; und ich, deine arme Eva, ich schweige gegen Alle. Auch gegen dich? Mein Herz pocht.

Und doch bin ich zufrieden, daß auch mein Vater jetzt seine Absichten hat, so gut wie mein Oheim. Sie mögen sich erst Beide vergleichen, wer siegen soll. Man läßt mir doch Ruhe, und das ist schon viel.

Mein Oheim brach endlich los. (Ich saß im Nebenzimmer; die Thür war halb geöffnet.) Er hielt dem Herrn von Danneberg eine lange Lobrede; mein Vater erwiederte nichts, und schüttelte nur von Zeit zu Zeit den Kopf. Was hast du denn gegen den jungen Danneberg? fragte mein Oheim, wahrscheinlich über das Kopfschütteln ein wenig empfindlich. Ich kenne zwar deine seltsamen Einfälle wohl; aber hier kommt es auf das Glück deiner Eva an. — Ja wohl! dachte ich seufzend.

„Eben weil es darauf ankommt, will ich nicht," antwortete mein Vater ruhig. „Sag mir doch einmal (ich mag solche Fragen gern

umkehren), warum sollte ich denn meine Eva Dannebergen geben?"

Warum? Er ist jung und hübsch; er hat ... —

„Halt! halt!" rief mein Vater; „jung und hübsch? Zwei Eigenschaften, die ich nur so nebenher mit in der Rechnung von Eva's Glücke aufführe. Sie sind ein Kapital, das sich mit jedem Tage verringert, und das dein Mann mit vielen jungen Menschen gemein hat. Also weiter!"

Ich mußte lächeln, und zu gleicher Zeit erröthete ich; denn mir schien dieser Punkt nicht so sehr eine Nebensache. Mein Onkel hatte mich bemerkt; er sagte lachend: ich dachte, da deine Eva durchaus selbst wählen soll, so müßte ich damit anfangen. — (Jetzt erröthete ich zum zweiten Male.) Er hat Verstand, fuhr mein Oheim fort.

„Dafür mag er Gott danken. Ich frage aber: wie wendet er ihn an? Denn so viel Verstand, als dazu gehört, die Einkünfte seiner Güter zu verzehren, hat leicht ein jeder.

Siehst du, wenn er so den rechten Verstand hätte, so würde er ...." —

So leben wie du? fiel der Onkel ein. Denn das meinst du doch.

Ich glaube, Gott Lob! nicht, daß meine Weise zu leben, die beste ist; aber sie ist doch nun einmal meine Weise, und so muß ich die Dinge nach meiner Weise sehen und beurtheilen. Indeß nenne du es, wie du willst. Wohl denn! ich habe also meine Eva so verkehrt erzogen, daß sie euren Weg nicht mit euch gehen kann, ohne unglücklich zu werden." (O, ich fühlte das tief! Nein, Luise, und wenn Danneberg auch ein noch so vortrefflicher Mann wäre; glücklich würde ich nicht!)

Er ist aber ein edler Mann, fuhr mein Oheim fort: was hast du dagegen?

„Sieh, Bruder Heinrich," sagte mein Vater gerührt, und legte die Hand auf sein schönes Herz; „alles Andre sind Possen, bis auf diesen einzigen Punkt. Sag nur, er ist ein Mensch, Bruder; nur ein Mensch, nicht einmal ein großer, ein edler Mensch: denn ein edler Mensch zu seyn, dazu gehört, leider

Gottes! sehr viel. Das weiß niemand besser als ich, eben ich." (Hier faltete er die Hände unbemerkt zusammen, und schlug die Augen mit einer Art von Scham zu Boden.) „Bruder Heinrich, ich wollte, daß ich nur erst so recht, zu aller Zeit, ein Mensch wäre; mit dem edlen Menschen möcht' es dann Zeit haben bis dahin." (Er zeigte gen Himmel.)

Nein Luise, diesem sanften Tone der ungeheuchelten Demuth widersteht kein Mensch. Der Hofrath sagte gerührt: Jakob, sey nicht wunderlich! Wenn du kein Mensch bist — wer ist es denn? Sieh, es ist ja eben unser ewiger Zank, es ist ja eben deine Thorheit, daß du gar nichts seyn willst, als ein Mensch.

„Nun, was meinst du denn, was ich noch außerdem seyn sollte? Wenn das meine Narrheit ist, so vergebe Gott euch Allen euren Verstand. Er ist dann eure größte Sünde! . . . Laß uns aufhören, lieber Bruder."

Nein. Danneberg ist kein Mensch, wie du; aber ein guter, ein edler Mensch, der kein Verbrechen auf seiner Seele hat; ein Mann von Ehre, voll Menschlichkeit, voll Gefühls.

„Gott gebe dem jungen Manne, daß ihm auch sein Gewissen das sagen mag, und zu allen Stunden! Aber laß uns aufhören, Bruder Heinrich! Meine Eva paßt nicht für ihn, und er nicht für sie.“

Was für einen Mann verlangst du denn für dein Mädchen? einen Engel etwa?

„Einen Menschen, der Verstand und Herz genug hat, eine Frau glücklich zu machen, die wie Eva denkt. Mein Schwiegersohn braucht nicht gerade eine Sprachmaschine zu erfinden; aber er soll auch nicht selbst eine seyn, die redet und sich bewegt, wie sie von Mode und Gesellschaft aufgezogen ist. Kurz, mein Schwiegersohn mag Fehler haben, so viel und so groß du willst — lieber Gott, bin ich denn ohne Fehler? ist Eva ohne Fehler? —: aber ein menschliches Herz verlang' ich bei ihm, ein Herz, frei von dem Krebsgeschwür eines bösen Gewissens. Und findet Eva einen solchen Menschen, (denn finden soll sie ihn, nicht ich, nicht du); so wird er mein Sohn, wenn . . .“ —

— wenn er auch ein Schuhflicker wäre: nicht wahr?

„Schlag ein Bruder! wahrhaftig, und wenn er auch ein Schuhflicker wäre.“

Ich hoffe, deine Tochter hat andere Augen, als du. (Ich schüttelte unbemerkt den Kopf.)

„Augen, ja! aber hat sie ein Herz. Und stellt euch, wie ihr wollt; ein Herz findet euch doch aus. Ja, wenn selbst ein ungebildeter Mensch das Herz meiner Tochter bis auf den Grad gewinnen könnte, so bedürfte sie keines andern Herzens, und wir Beide könnten ruhig seyn. Aber wir werden uns ihrer Wahl nie schämen dürfen; denn ich habe meine Tochter erzogen, ich!“

Ja, leider! du! du!

Hier bot mein Vater seinem Bruder die Hand, und sagte sanft: so wirst du nicht sagen, Bruder Heinrich, wenn wir uns einmal im Grabe wiederfinden.“

Das gebe ich dir zu, Jakob; aber sie soll doch erst auf der Erde leben.

„Recht! Indeß ich beruhige mich damit:

Gott wird es mir nicht verargen, wenn ich mein Kind so erziehe, daß es in jedem Augenblicke für den Sarg und die Ewigkeit paßt." (Das sagte mein Vater empfindlich.)

Jakob! glaube mir, ich wollte dir keinen Verdruß machen. Lieber Jakob!

„Verdruß nicht, aber Kummer macht es mir, wenn mein Bruder sich durch die Alfanzereien, die man Leben nennt, dahin bringen läßt, die Menschen hier unten für so eine Art von Teufeln zu halten, die nur glücklich sind, wenn sie mit Gott hadern. Laß uns aufhören! Ich habe ja nicht Nein gesagt; nur, daß der junge Mann für Eva nicht paßt. Fühlt sie das anders: was kümmert es dich und mich? . . . Laß uns aufhören!"

So ging es alle Tage. Und ich bin dabei — ruhig nicht, Luise; aber doch läßt man mir Ruhe: denn erst muß man doch meinen Vater gewinnen. Mich hält man schon für halb gewonnen, weil ich schweige. Ach, und man weiß nicht — Doch leb wohl, Luise. Die Post geht. Deine Eva.

2.

Dannebergen kennst du. Aber auch meines Vaters Günstling willst du kennen lernen? und dann die Bedeutung der Gedankenstriche in meinem Briefe? Ach, liebe Luise! Meines Vaters Liebling heißt Droste, und ist ein Mann mit einer sehr edlen Außenseite. Nicht lange nach deiner Abreise machten wir Bekanntschaft mit ihm, und auf eine Art, die ihm meines Vaters ganzes Herz gewonnen hat. Wir reis'ten im Sommer nach Pyrmont, wo mein Vater einen Jugendfreund sprechen wollte. Einige Meilen von hier bekamen wir einen betrunknen Postillon. Mein Vater bat ihn, zu eilen; und nun fuhr der Mensch vor Rosenau, da zwischen den Felsen, unsern Wagen ganz in Trümmer. An seinem seltsamen Benehmen merkten wir erst, daß er betrunken war. Wir standen in der That völlig hülflos vor den Trümmern des Wagens.

Nun kam die fahrende Post. Sie mußte halten, weil sie in dem Hohlwege nicht an

unserm Wagen vorbei konnte. Die Reisenden fluchten hinter uns über die Verzögeruug, und schrieben mit vielem Ungestüm uns die Schuld des Unfalls zu. Endlich, als es schon Abend wurde, brachte man unsern Wagen auf die Seite. Es fing an zu regnen. Mein Vater bat die Postknechte um Hülfe. Die Reisenden lärmten über den neuen Verzug, bis ein junger Mensch ein Paar der lautesten Schreier zum Schweigen brachte. Man besah nun unsern Schaden genauer, und fand, daß nicht zu helfen war.

Es wurden von allen Seiten Vorschläge gethan, die sich aber nicht ausführen ließen. Der junge Mann trat näher, und sagte: die Zeit geht hin, und es geschieht nichts. Folgen Sie mir. Sie, mein Herr, setzen sich mit der Mamsell und Ihren Koffern auf die Post. Der Schirrmeister bleibt bei dem zerbrochnen Wagen. Ihr Postillon holt von der nächsten Station, die eine halbe Stunde von hier ist, ein Fuhrwerk; man packt Ihren Wagen darauf, bringt ihn nach, und bessert ihn aus.

Wir nahmen das an; die Uebrigen aber

machten Umstände. Jetzt sah ich, welche Gewalt ein entschlossener Mann hat. Ohne auf die Einwürfe zu antworten, faßte der junge Mann unsre Koffer an, und befahl dem Postillon mit einzelnen nachdrücklichen Worten, zu helfen. Alles geschah, wie er es wollte; in seinem Tone lag etwas so Festes, daß niemand ihm widersprach.

Wir kamen auf der Poststation an, und der junge Mann hatte in fünf Minuten die nöthigen Anstalten getroffen. Unser Wagen wurde geholt; Schmid und Stellmacher waren in Bereitschaft: aber Beide erklärten, daß sie mit der Reparatur drei Tage zu thun hätten. Mein Vater, der auf dieser Reise jede Minute ungern verlor, wurde ungeduldig. Der junge Mensch sagte ihm auf eine sehr artige Weise, daß er dadurch den Unfall nur vergrößre. Nun erkundigte er sich, wohin wir wollten, und that uns dann den Vorschlag, mit der öffentlichen Post bis zu der nächsten Stadt zu gehen, wo wir mit mehr Bequemlichkeit weiter reisen könnten. Das war auch das Einzige, was uns übrig blieb.

Der junge Mann sorgte sogleich für unsere Bequemlichkeit, doch mehr für meinen Vater, als für mich. Wir stiegen auf, und mein Vater erklärte, als er sich eine Stunde mit dem jungen Manne unterhalten hatte: er sey jetzt dem Unfalle für die Bekanntschaft, die er gemacht habe, verbunden. In der nächsten Stadt kaufte mein Vater einen Wagen, und that nun Herrn Droste den Vorschlag, mit uns weiter zu reisen.

Nein, mein Herr, antwortete Droste sehr ruhig; dazu bin ich nicht reich genug.

Mein Vater schwieg; ich sah aber an seinem Blicke, daß er diese offne Erklärung mit Vergnügen hörte. Die Fragen, welche er nun an den jungen Mann that, zeigten mir, wie sehr er sich mit dessen Interesse beschäftigte. Droste antwortete auf alle Fragen sehr höflich, sogar ausführlich; aber mein Vater war nach dem Examen nicht klüger als vorher, weil Droste die Kunst verstand, sich auf eine sehr feine Art undurchdringlich zu machen. Endlich fuhr mein Vater ungeduldig, aber gutherzig, heraus: „Sie sind nicht glücklich,

junger Mann; so viel höre ich wohl. Ich wollte, Sie hätten Vertrauen zu mir. Vertrauen ehrt den Mann nicht weniger, als Muth." Droste lächelte. Daß ich arm bin, erwiederte er, habe ich Ihnen sagen müssen. Unglücklich bin ich nicht, obgleich der Reiche Recht haben kann, die Armuth für Unglück zu halten. Sie fodern Vertrauen, Herr Hädike. Das Detail meines Zustandes kann nur mich interessiren; und zu beklagen bin ich nicht.

„Heißt das nicht Stolz?" sagte mein Vater, und wendete sich zu mir. „Doch mag ich," setzte er sogleich hinzu, „diesen Stolz wohl leiden; nur muß er nicht Uebermuth seyn .... Mein Sohn," sagte er sanft, und drückte Drostens Hand; „Ihr Schicksal interessirt mich, und ich wünschte, Ihnen nützlich seyn zu können. Mit Einem Worte, lieber Freund, ich säh' es gern, wenn Sie das nützten, was, hoffe ich, nicht das Beste an mir, aber doch nicht ganz übel ist: meinen Reichthum."

Droste verbeugte sich kalt. Das mißfiel

mir. Meines Vaters Art, ihm Unterstützung anzubieten, konnte vielleicht wohl feiner seyn; aber die lautre Gutherzigkeit in seinem Blicke und Tone war nicht zu verkennen. Der Mensch schien mir nur stolz. Mochte er meines Vaters Anerbieten ausschlagen; aber dankbar mußte er dafür seyn.

„Wie habe ich die Verbeugung zu nehmen?" fragte mein Vater.

Für eine Wiederholung meiner ersten Worte: ich bin nicht unglücklich.

„Potz!" rief mein Vater komisch; „ja doch! ja doch! Wer könnte es sich auch einfallen lassen, jemanden, er sey wer er wolle, glücklich zu machen! Von Glück rede ich nicht, lieber junger Mann; nur von Liebe, Freundschaft, u. s. w. Sie gefallen mir, und ich wünschte, daß auch ich Ihnen gefiele. Nun wollte ich gern, daß unser Leben so ein Stückchen neben einander fort ginge. Aber da sagen Sie: Ihr Leben, Alter, geht mir zu schnell. Ich antworte: nun, ich will Ihnen ein Pferd von meinen überflüssigen vorhängen; oder, setzen Sie sich mit in meinen Lebenswagen.

An-

Anstatt meine Hand zu nehmen, wie ich die Ihrige nahm, stellen Sie sich daher, machen mir eine tiefe Verbeugung, und sagen: ich brauche dich nicht, Alter. Wohl wahr! Aber ich brauche Sie, junger Mann."

Das Komische, Eifrige, Gutherzige, und zugleich Wahre in diesen Worten machte doch Eindruck auf den stolzen Mann. Er nahm meines Vaters Hand, und sagte: ja, mein Herr; ich wünschte, Sie könnten mich brauchen.

„Hm!" erwiederte mein Vater. „Zwar hätte ich Sie gern so gehabt, wie Menschen einander bekommen sollten: aus Liebe; doch auch so, wie Sie es wünschen. Sie sind Jurist, auch Kameralist. Meine Güter brauchen einen Justizamtmann oder einen Oberaufseher, und ich" — er drückte dem jungen Menschen die Hand — „ich brauche einen Freund. Sie gehen fürs erste mit nach Pyrmont." Jetzt umarmte Droste meinen Vater mit einer Herzlichkeit, über die ich Alles wieder vergaß.

Er fuhr mit uns, und mein Vater — du kennst ihn ja! — hörte nicht auf, ihn mit Gü-

te zu überschütten. Ich unterhielt mich mit ihm in einigen Minuten, da mein Vater abwesend war, über mancherlei; und er sprach sehr gut. Es trat ein Armer an den Wagen. Als er ein Almosen bekommen hatte, wurde über Unglück gesprochen. Droste sagte in einer Wendung des Gespräches, und erröthete dabei: Unglück ist leichter zu tragen, als Wohlthaten. Sein Erröthen zeigte mir, daß er sich selbst meinte. Das mißfiel mir. Ich antwortete leicht, weil ich ihn nicht geradezu treffen wollte: nur hält der Stolz oft Güte und Freundschaft für Wohlthat, und nimmt das beste Geschenk des menschlichen Lebens mit Unmuth an.

Sie meinen mich, Mamsell, antwortete er freimüthig; und Sie haben Recht. Ihres Vaters übergroße Güte drückt mein Herz.

Diese Güte sollte Sie freuen; denn sie ist die schönste Seite an meines Vaters Herzen. Lernen Sie ihn erst kennen, und Sie werden ihn lieben.

Ich werde ihn lieben, sagte er mit gepreßter Stimme; und das Gespräch hörte auf,

weil mein Vater zurückkam. Diese Freimüthigkeit gefiel mir wieder, obgleich sein Stolz darum nicht weniger sichtbar blieb.

Mein Vater fand immer mehr Geschmack an ihm, und in der That, er verdiente das, so wie die Achtung aller Menschen. Droste hat große Kenntnisse, Feinheit im Umgange, und dabei dennoch eine sehr gefallende Freimüthigkeit. Er zeichnet sich gewiß durch Redlichkeit aus, und ist vielleicht allzu pünktlich darin. Aber dennoch lag etwas in seinem Betragen, das mir immer mißfiel: ein Etwas, das jedes Vertrauen gegen ihn in meiner Brust erstickte.

Bei allen Gelegenheiten sagte er, daß er arm sey. Ja, er drängte sich recht dazu, es zu sagen; und dennoch bemerkte ich, (du wirst lächeln über die Philosophin!) daß er den Postillonen, Hausmägden und Markören in den Wirthshäusern immer sehr reichliche Trinkgelder gab; ferner, daß er mit einer Art von Neigung den Geheimnißvollen spielte. Wozu das? Kleinigkeiten, sagst du; und das sagte auch mein Vater. Aber sind nicht solche un-

bemerkte Kleinigkeiten oft gerade am bedeutendsten? Sein Vater und sein Bruder sind Handwerker. Das sagte er uns mit einer Art von Freude; und von seinem Vater sprach er mit der innigsten Ehrerbietung. Mein Vater drückte ihn dafür an sein Herz; und ich muß gestehen, daß ich durch dieses so ohne allen Zwang gethane Geständniß an seinem Stolze zweifelhaft wurde. Der Stolze würde seinen armen Vater verläugnet, oder doch wenigstens nicht mit solcher Freude von ihm geredet haben.

Wir blieben einen Monat in Pyrmont, und lernten da einen von Drostens Freunden kennen, der einen großen Theil seines Lebens mit ihm umgegangen war. Dieser Mensch sprach mit der herzlichsten Innigkeit von Drosten, und erzählte uns, mir und meinem Vater, auffallende Züge von seinem Edelmuthe und seiner fleckenlosen Redlichkeit. Von ihm erfuhren wir auch, weswegen Droste noch ohne Amt wäre. Diese Begebenheit, bei der sein Freund alles mit Briefen belegte, zeigte an Drosten so viel Rechtlichkeit, Muth, Besonnenheit und

edle Denkart, daß wir, mein Vater und ich, uns nicht enthalten konnten, ihn zu bewundern. Mein Vater, der so etwas nicht auf dem Herzen behalten kann, fiel ihm, als wir zu Hause kamen, um den Hals. „Edler Mensch!" rief er, und erzählte ihm nun, was er wußte. Droste erröthete. Mein Vater machte ihm freundschaftliche Vorwürfe, daß er ihm diese Geschichte nicht schon längst erzählt habe. Droste antwortete nur: mein Freund hat sie Ihnen erzählt; und der weiß nicht, welche kleinere unedlere Hebel der Eitelkeit, der Selbstsucht, des Stolzes bei mir wirkten. Ich glaube, lieber Vater, daß ich so handeln mußte; aber ich freute mich, daß ich in dem Falle war, einmal so handeln zu können. Gewiß, ich war dabei eitler, als Sie glauben würden. Er setzte uns das sehr aufrichtig auseinander, und er schien nicht Unrecht zu haben; aber die Handlung selbst blieb groß und edel.

Da hast du einen Umriß von dem Manne, dem mein Vater meine Hand wünscht. Morgen mehr.

3.

Sieh, liebe Luise, ich kann keinen Flecken an diesem Manne finden. Er ist edel, geistreich, gütig, wohlthätig, fein, menschlich: mein Vater hat Recht, sehr Recht; und dennoch fühle ich etwas gegen ihn, das ich nicht zu nennen weiß. Oft scheint es mir, als sey er für deine einfach erzogene, vertrauensvolle, kindliche Eva zu groß, zu edel, zu — künstlich, möchte ich sagen, wenn ich mich nicht fürchtete, ihm Unrecht zu thun. Mein Vater sagte mir noch auf der Pyrmonter Reise: ich wünschte, Eva, dieser Droste liebte dich, und du liebtest ihn." — O, mein Vater! sagte ich erröthend. „Still, Eva!" antwortete er, und legte mir einen Finger auf die Lippen; „ich weiß, daß es Unrecht war, dir das zu sagen. Man soll dem Herzen nichts einreden. Aber Kind, ich möchte dich wohl vor meinem Tode noch als die Gattin eines edlen Mannes sehen; sieh, und da kam der Wunsch aus meinem Herzen hervor. Vergiß es, Kind, daß

ich ihn habe, — wenn du nicht anders kannst.“

Ach, das war nicht Alles, was mein Vater that, um seinen Wunsch zu erreichen. Er ließ es Drosten nur zu deutlich merken, daß er ihm meine Hand nicht abschlagen würde, wenn er mein Herz zu erhalten wüßte. Droste nahm sich bei solchen Gelegenheiten immer so edel, so fein, daß er mir sogar das Erröthen ersparte. Sein Betragen gegen mich blieb sich vollkommen gleich. Er behandelte mich mit einer feinen Achtung, doch nicht ausgezeichneter als andere Mädchen. Die Aeußerungen meines Vaters berechtigten ihn zu Vertraulichkeiten gegen mich; aber er nützte diese Gelegenheiten nie, er vermied sie sogar. Das hatte mich ganz sicher gemacht, und ich konnte mich sehr unbefangen meiner Herzlichkeit, meiner guten Laune überlassen. Oft war ich sogar unbesonnen; er aber desto besonnener. So ersparte er mir tausend Verlegenheiten, in die ich selbst oder mein Vater mich brachte.

Das bewog meinen Vater sogar, ihn für kalt zu halten. Droste that auch alles, ihn

ihn davon zu überreden, doch in der That nur, um mich gegen dessen unbesorgte Gutherzigkeit zu sichern. Im Grunde war er nicht kalt; und so sehr er auch über sich selbst wachte, so brach dennoch zuweilen ein Strahl der Neigung und endlich der Leidenschaft für mich aus seinen Augen hervor. Ich ahnete, daß er mich liebte. Ich ahnete, sage ich; denn zuverlässig wußte ich es nicht. Bei einem Balle, als ich mit ihm tanzte, nur das einzige Mal, zeigte sich die Liebe sehr deutlich. Er sah mich mit brennenden Augen an, drückte meine Hand, und es kam ein Seufzer aus seiner gepreßten Brust. Das war aber auch alles. Er hörte auf zu tanzen, sobald er schicklicher Weise konnte, stellte sich in ein Fenster, und warf verstohlne Blicke auf mich; aber er trat nicht wieder zu mir. Am folgenden Morgen, als er mit uns frühstückte, hatte er seine alte feine, ruhige Achtung wieder. Liebste Luise, weiß er etwa, ahnet er etwa, daß ich...? — O, dann wäre er der großmüthigste aller Menschen.

Ach, ich fühle, daß ich glücklich seyn wür-

de, wenn ich die Gattin dieses Mannes wäre. Seine stille Leidenschaft, seine zarte Liebe für mich, seine sanfte Schonung verdienten einen andern Lohn, als ich ihm geben kann. O leb wohl! leb wohl! Mein Herz ist sehr unruhig.

4.

So höre denn, meine liebste Luise! Wie gewöhnlich, war ich den Sommer mit meinem Vater in Maienberg, und trieb, was wir immer treiben: die unschuldigen Geschäfte des lieblichen Landlebens. Ich fand Alles wieder, meine vertraulichen Tauben, mein Federvieh, meine rothbäckigen Bauerkinder, meine blühenden Gesträuche, meine Nachtigallen, meine Armen, denen ich hier nicht nur, wie in der Stadt, geben, sondern denen ich auch herzliche Liebe zeigen darf.

Mein erster Gang war in die Akazien-Allee. Ganz unten begegnete mir ein junger Mensch, den ich seiner Kleidung nach für ei-

nen Bauer gehalten haben würde, wenn er nicht in einem gut gebundenen Buche gelesen hätte. Sobald er mich in der Ferne bemerkte, steckte er das Buch in einer Art von Bestürzung ein, und schien zu überlegen, ob er mir nicht ausweichen wollte. Das machte mich aufmerksam. Im Vorübergehen grüßte er mich, und gar nicht wie ein Bauer. Er hatte ein sehr ernstes, aber edles Gesicht. Sein Gang war stolz, wie Drostens Gang, aber freier. Wer mag das seyn? dachte ich; und in einer Stunde hatte ich den Menschen vergessen. Nach einigen Tagen begegnete er mir wieder, aber in der Gesellschaft eines Greises, mit dem schönsten alten Kopfe, den ich jemals gesehen habe: ein blasses, gleichsam durchsichtiges Gesicht, mit ein Paar durch Kummer erloschnen Augen. Schneeweiße Locken hingen um die hohe Stirn. Es war, als wollte so eben sein Geist durch die feine Hülle des Körpers hervorbrechen. Ich hatte Zeit, sie Beide zu betrachten, da sie sehr langsam gingen.

Der Alte, der mich nicht sah, redete laut und mit einer rührenden Stimme; der junge

Mann antwortete mit einer sehr bemerkbaren Zärtlichkeit. Sie grüßten mich, als sie bei mir vorüber gingen, und ich dankte.

Des Alten schöner Kopf blieb mir vor der Seele, und ich erkundigte mich nach ihm bei dem Gärtner, der aus einem Gebüsche kam. Er wußte nicht viel. „Sie wohnten seit dem vorigen Herbste hier, hätten ein Häuschen gemiethet, und lebten wie Einsiedler, zwar freundlich gegen jeden Menschen in Maienberg, aber doch ohne allen Umgang." Das war alles, was ich erfuhr. Mein Vater, dem ich von ihnen sagte, wußte nicht mehr. Er hatte ihre Bekanntschaft zu machen gesucht, weil ihm der Anblick des schönen alten Kopfes eben so interessant gewesen war, wie mir; aber Beide waren ihm augenscheinlich ausgewichen.

Ich fragte nun den Verwalter; und der erzählte mir denn (wahrscheinlich, weil er meine Neugierde bemerkte) so höchst unwahrscheinliche Dinge, daß ich lächeln mußte; aber dennoch erregte er meine Neugierde noch stärker. Nun sah ich die Unbekannten einige Tage nicht. Endlich war ich einmal im Gebüsch

in dem kleinen Vogelherdhause. Ich hatte die Jalousieen zugemacht, um ganz ungestört in Thomsons Jahreszeiten lesen zu können; da sah ich, durch die Oeffnungen der Jalousieen, meine Unbekannten den Hügel herauf steigen. Sie konnten mich nicht sehen; ich aber hatte Zeit genug, sie zu betrachten. Beide setzten sich auf die Rasenbank, welche den Vogelherd umgiebt, so daß ich sie gerade vor mir hatte. Ich kann dir nicht sagen, Luise, welche Bewegung dieser schöne alte Kopf mit der kummervollen Miene in meiner Brust hervorbrachte, und was ich fühlte, als der Greis mit bebender Stimme wehmüthig sagte: „wäre ich nur etwas gewesen, mein Sohn! nur etwas! Wäre nur nicht Alles, Alles geflohen!"

Vater sind Sie gewesen, theurer, lieber Vater, erwiederte der Sohn mit einer milden tröstenden Stimme; und das sind Sie noch.

Der Alte ließ den Kopf auf die Brust sinken, als ob er nachdächte, was er dagegen einwenden könnte. Endlich sagte er: „auch Vater nicht, auch das nicht! Aber du bist Sohn gewesen, und bist es noch. Ach, wenn

mich das nicht hielte; wenn auch du ...“ — Er brach ab. — „Aber was hilft es dir, daß du Sohn gewesen bist? Viel unglücklicher hätte ich nicht werden können, wenn du mich auch verlassen hättest.“

Aber ich war viel glücklicher, mein Vater, sagte der Sohn liebkosend: nur dadurch glücklich; und das bin ich noch.

Jetzt brach die Stimme des Greises, und er streichelte seinem Sohne die Wangen. „Nein, nein, Philipp; ich wäre ohne dich verzweifelt. Glaub mir nicht, wenn ich etwas Hartes sage. Für dich fühle ich eine weiche Liebe, mein guter, edler Sohn, ob es mich gleich oft irre macht. Aber nein, die dunkle Nacht um meine Seele her kannst du nicht zerstreuen. Ich hasse die Menschen, oder vielmehr ich verachte sie. Das ist noch schlimmer, als wenn ich sie haßte.“

Sie lieben ja mich, mein Vater; Sie lieben ja mich!

Der Alte fuhr fort, ohne sich unterbrechen zu lassen: „denn was ist dieses Leben anders als ein stetes Elend, worin nur der Schurke

einige frohe Augenblicke hat, weil er allein seinen Trieben folgt!"

Und wie glücklich bin ich jetzt! unterbrach ihn der Sohn; wie glücklich war ich, als ich mich wieder ihnen zu Füßen warf! Ein Tugendhafter, mein Vater, beweist für die Tugend mehr, als eine Welt voll Bösewichter gegen sie beweisen könnte. Es ist eine Tugend, mein Vater, und wären nur Ein Vater und Ein Sohn tugendhaft.

Der Alte streichelte dem Sohne die Wangen aufs neue. Er wollte lächeln; aber seine Lippen zuckten nur auf und nieder.

Jetzt warf sich der Sohn vor dem Vater auf ein Knie, und sagte innig: o, dieser Anblick muß die Gottheit mit einer Welt voll Verbrechen aussöhnen. Der Vater lächelte, und es drangen Thränen aus seinen Augen hervor. „Laß das!" sagte er; „ich will dich nicht wieder betrüben. Aber wenn... wenn ich dich verriethe, mein Sohn; wenn ich dich unglücklich machte nach so vieler Liebe: dann — dürfte Gott zürnen, wenn du dann verzweifeltest? wenn du mich haßtest?"

Ich würde Sie dennoch lieben! — Der Vater sah ihn segnend, freundlich lächelnd an, drückte ihn sanft an seine Brust, und stand endlich auf. Der Sohn ging mit ihm in das Gebüsch, und deine arme Eva schwamm in Thränen. Leb wohl. Ich muß mich erholen.

5.

Ich ging, als meine Augen trocken waren, zu Hause, und wollte meinem Vater erzählen; allein ein schnelles Geschäft hatte ihn in die Stadt gerufen, und er ließ mir sagen, ich sollte ihn hier erwarten. So war ich denn allein, mit den seltsamsten Vorstellungen über das Schicksal der beiden Menschen, voll Mitleidens für den unglücklichen Greis, und voll Bewunderung für die Güte seines Sohnes. Der Gedanke, daß der Alte den Glauben an die Tugend des Menschen verlören hätte, war mir schrecklich, und ich konnte mich des Wunsches nicht erwehren, daß ich im Stande seyn möchte, ihm diesen Glauben wieder zu geben.

Das dachte ich freilich nur in den ersten Stunden der erregten Phantasie und des gerührten Herzens. Ich fand sehr bald, daß dieses Geschäft für meinen Vater gehöre, und nicht für mich. Zwar vergaß ich den Alten nicht; allein da ich noch einige Male die Erfahrung gemacht hatte, daß ich durch meine Gegenwart sein Spazieren in der Akazien-Allee störte, so ging ich nicht mehr dahin, außer Morgens, wo ich sicher war, ihn und seinen Sohn nicht anzutreffen.

Gerade zu dieser Zeit stand ich an einem Garten still, worin eine Menge Bienenkörbe sind. Der Eigenthümer, den ich kenne, war bei den Körben beschäftigt. Ich trat näher hinzu, und befragte ihn um seine Bienen. Der Mann antwortete mir: Sie sollten einmal den Bienenvater hier im Dorfe besuchen; da würden Sie Augen machen, Mamsell! Der hat es hier erst recht in Schwung gebracht! Eine wahre Wohlthat für das Dorf!

Den Mann muß ich kennen lernen, sagte ich. Sogleich führte mich der Bauer, an zwei andern Gärten weg, von hinten in einen Gar-

ten, und ich sah meinen guten Greis vor einer langen Reihe Bienenkörbe. So wie der Alte mich erblickte, zeigte sich ein finsterer Unwille in seinem schönen Gesichte. Mein Führer rief ihm nur zu: die Mamsell wollte gern die Bienen sehen; und nun ging er wieder. Des Alten Miene wurde noch finsterer, und er sagte bitter: „Mamsell, ich habe nur Einen Wunsch, Ruhe."

Gewiß, erwiederte ich betheuernd; denn er hielt mich für neugierig: gewiß, mein Herr, ich wußte nicht, daß er Sie mit dem Namen Bienenvater bezeichnete; sonst würde ich Sie nicht gestört haben. Verzeihen Sie mir.

Er sah mich zweifelnd an. Endlich sagte er: „Mamsell, Sie nennen mich mein Herr. Wozu der Titel?"

Weil ich neulich etwas von einer Unterredung zwischen Ihnen und Ihrem Sohne gehört habe, antwortete ich fest.

„Großer Gott!" seufzte er. „Und was sprachen wir?" fragte er dann mit einiger Aengstlichkeit.

Nichts, worüber Sie unruhig zu seyn brauchten. (Er schien zu besorgen, daß er sich etwa verrathen haben könnte.) Ich weiß nicht, wer Sie sind, mein Herr; aber doch habe ich genug gehört, um zu wissen, daß Sie nicht der sind, der Sie scheinen wollen.

„Was haben Sie gehört? was sprachen wir?" fragte er, mich scharf betrachtend.

Ich wiederholte ihm, was ich gehört hatte. „Nun denn, Mamsell; so wissen Sie, daß ich die Menschen nicht liebe." — Er sagte diese Worte so finster, daß ich zitterte. Mit einem Blicke auf den schneeweißen Kopf, auf das gutherzige Gesicht, auf die kummervolle Gestalt, sagte ich bewegt: und doch wurden Sie dazu geboren, die Menschen immer zu lieben. O, unglücklicher Greis! fuhr ich mit Thränen fort; nein, Sie hassen auch jetzt die Menschen nicht. Und wenn Sie böse kennen lernten: müssen Sie darum die guten von sich stoßen? Mein Vater . . . —

„Ihr Vater," fiel er ein: — „ich bin ihm Dank schuldig; er läßt mir Ruhe."

Weil Sie sein Herz und seine Liebe ver-

achten! . . . Und wie kann der Mann sich unglücklich nennen, der ein so glücklicher Vater ist! Wie viele tausend Väter würden dieses Glück mit allem dem Unglück, das Sie vielleicht ertragen haben, gern erkaufen?

„Kennen Sie mein Unglück?“ fragte er, wieder unruhig, als ob ich sein Schicksal wüßte.

Nein, antwortete ich, so eindringend als möglich. Ich habe nichts gehört, als was Sie schon wissen. Aber ich fühle, daß kein Unglück einen Menschen berechtigt, die Menschen zu verachten, so lange ihm eine Freude übrig geblieben ist, welche die Tugend giebt, und wäre diese Freude auch nur die innige Theilnahme eines Herzens, wie das meinige. — Ich war sehr bewegt, Luise; es drangen gewaltsam Thränen aus meinen Augen hervor, und auch in seinem Gesichte bemerkte ich Zeichen der Rührung. Diese Thränen, fuhr ich fort, die das Mitleiden in meine Augen ruft, — wäre ich auch fähig, Ihres Unglücks einst zu spotten: so beweisen sie doch wenigstens, daß ich tugendhaft seyn könnte. Und wenn

seit den Jahrtausenden, daß Menschen auf der Erde sind, nur Eine Thräne der Theilnahme an fremdem Unglück geflossen wäre: wer dürfte an der Tugend des menschlichen Geschlechtes zweifeln? Aber Sie, mein Herr, Sie haben einen Sohn, der noch andre Thränen vergossen hat; Sie . . . — Ich konnte vor Weinen nicht fortfahren.

Der Greis wendete sich von mir ab; und in diesem Augenblicke trat der Sohn, den ich nicht bemerkt hatte, an meine Seite. O, mein Vater! sagte er, und breitete ihm die Arme entgegen. Der Alte legte sich an die Brust des Sohnes. „Wohl denn!" sagte er leise. „Aber darf ich die Menschen nicht fliehen, da ich die bösen nicht von den guten unterscheiden kann? . . . Ja, ich will einsam leben. Ich liebe dich, mein Sohn, und das ist genug. Wohl denn! die Menschen hasse ich nicht, aber ihre Gesellschaft." Er wendete sich zu seinen Bienen. „Auch diese morden," setzte er bitter lächelnd hinzu; „aber nach ewigen Gesetzen. Sie sind grausam, aber sie heucheln nicht Tugend."

Und hassen nicht, sagte ich, weil sie keine Tugend und keine Laster kennen. Der Mensch kennt und hat beide.

Hier wendete sich der Greis mit einer heftigen Leidenschaft — mit einem heftigen Zorne, möchte ich sagen — schnell wieder zu mir, faßte gewaltsam meine Hand, und fragte mit einem schmerzlich seelenvollen Tone: „o, sey aufrichtig! Bist du tugendhaft?" — Luise, du hättest den Greis sehen müssen, um die zweifelnde Angst in seiner Frage zu fühlen! Ich faßte seine Hand, drückte sie innig, und weinte heiße Thränen. Jetzt brach die harte Rinde des Zweifels über seinem Herzen. Er sagte zweimal mit bebender Stimme, mit segnenden Blicken: „mein Kind! mein Kind!" Dann sank er ermattet auf eine Bank. Wir, sein Sohn und ich, setzten uns auf beiden Seiten neben ihn, und faßten seine Hände. Er sah eine Weile starr vor sich hin; dann sagte er: „freilich wurde ich nicht zum Hasse geboren. Ich erliege unter der Last; ich bin sehr unglücklich!"

Nun stand er auf, und ging langsam im

seine Hütte. Ich danke Ihnen, sagte der Sohn; Sie haben das Herz meines unglücklichen Vaters erschüttert. Nicht meine Liebe konnte das; die Liebe eines Fremden mußte es thun. Ich danke Ihnen. — Er folgte seinem Vater. Ich blieb noch einige Augenblicke da, ging dann langsam nach Hause, und dachte unaufhörlich: o, wäre doch mein Vater hier! —

Adieu, meine Luise.

6.

Mein Vater, den ich mit Ungeduld erwartete, wollte jeden Tag zurückkommen; und immer fand sich ein Hinderniß nach dem andern, das ihn in der Stadt hielt. Ich sah den Greis nach einigen Tagen wieder. Er kam mit einem heitern Gesicht auf mich zu, redete mich an, und schien Gefallen an meiner Gesellschaft zu finden. Unsre Unterredungen verloren nach und nach das Leidenschaftliche; wir sprachen über das Landleben, über Pflanzen, über Men-

schen, über Tugend, über Glück, zwar ruhig, aber nicht kalt. Der Greis sagte Alles mit einer gewissen Wehmuth, und bald waren wir so weit, daß wir einander wechselseitig Empfindungen anvertraueten: Begebenheiten nicht; denn von seinem Schicksal erfuhr ich nichts, und hatte auch keine Neugierde mehr, es zu erfahren. Ich versuchte es auf mancherlei Art, ihm und seinem Sohne das Leben bequemer zu machen; doch vergebens. Das Einzige, was der Sohn annahm, waren Bücher, die ich ihm lieh.

Nun hatte ich alle Tage den schönen Anblick eines Sohnes, der mit zärtlicher, besorgter Liebe für seinen Vater alles aufopferte; und mein Herz blieb dabei nicht ungerührt. Wir, der Sohn und ich, redeten manchen heimlichen Plan ab, dem Vater eine süße Empfindung zu verschaffen, und sein Herz, das wohl wieder erwärmt, aber noch sehr reitzbar war, nicht aufs neue erstarren zu lassen. Natürlicher Weise brachte mich das mit dem Sohne in nähere Verhältnisse; aber doch blieb immer etwas Fremdes zwischen uns, das

unsre Unterhaltung vielleicht noch angenehmer machte. Er behandelte mich mit einer feinen, zärtlichen Ehrerbietung, und vermied jede auffallende Aeußerung von Vertrauen gegen mich; ich sah aber die offenste Freude aus seinem Auge leuchten, wenn ich ihm Beweise meiner zutraulichen Freundschaft gab.

So lebten wir den Sommer hindurch; und ach! dieses Vertrauen wurde — Liebe, die stillste, die geheimste Liebe, die je in eines Menschen Herzen gewesen ist. Er liebt mich, dieser gute Sohn, dieser edle Mensch; er liebt mich mit inniger Zärtlichkeit. Aber seine Liebe hat eben so wenig Worte und Blicke, als Hoffnungen. Es ist Entzücken in seinen Augen, wenn ich komme, Trauer, wenn ich gehe; allein er verbirgt mir das Entzükken und die Trauer mit einer großen Aufmerksamkeit, die nur von seinem überraschten Herzen bisweilen in einem Momente besiegt wird.

Mein Vater kam nicht wieder, und ich mußte im späten Herbste in die Stadt. Beim Abschiednehmen sagte ich zu meinen Unbekann-

ten: im Frühjahre komm' ich zurück. — Wie werde ich dem Frühjahr entgegen sehen! sagte der Vater. Die Brust des Sohnes hob sich bei diesen Worten sanft von einem Seufzer.

Als ich im Frühjahre wieder nach Maienberg kam, fand ich alle meine Lieblingsstellen von der Hand des Sohnes verschönert. Er konnte kaum athmen, als ich in den Garten trat, wo er mit seinem Vater war; eine stille Freude glänzte in seinem Auge, das kaum mich anzublicken wagte. Ich bemerkte seine Freude nur an der Eil, an der raschen Unruhe, die ihn umhertrieb. Mich dünkte, sein Auge benetzte sich, als ich mit herzlicher Liebe seinem Vater um den Hals fiel. Er erröthete, als ich sagte: mich hat recht verlangt, Sie wieder zu sehen! Aber das dauerte nicht länger, als bis in die Mitte des Mais; da gingen wir nach Pyrmont. Ich erwartete nur meinen Vater, um ihn mit den beiden edlen, unglücklichen Menschen bekannt zu machen; er blieb aber in der Stadt, und ich mußte zu ihm. Nun kam Droste in unser Haus. Mein Vater liebt ihn, und wünscht so sehnlich,

daß ich ihm meine Hand geben soll. Der Gedanke macht meinen Vater so glücklich! Und ich, ich Unglückliche, habe nicht den Muth, ihm zu sagen, daß ich — schon liebe.

Ja, Luise; ich liebe den Mann, ich liebe ihn. Ach, und der Wunsch meines Vaters! Was könnte ich sagen! Ein Mann, dessen Nahmen ich kaum mit Sicherheit weiß! Adieu. Deine Eva.

7.

Ich mag nicht gern vergleichen, weil ich fürchte, daß ich Drosten Unrecht thun könnte; und dennoch vergleiche ich Beide unaufhörlich. Sie sind Beide arm: Droste ist stolz darauf; Wille (ich habe dir ja wohl schon geschrieben, daß meine Unbekannten sich so nennen?) erträgt seine Armuth, ohne an sie zu denken. Beide sind stolz. Droste lebt in unserm Hause; aber er glaubt, jede Gefälligkeit vergelten zu müssen: er ist unzufrieden, wenn ihm jemand, mein Vater oder ich, eine Ar-

tigkeit erweist. Wille nimmt nichts von allem, was ich habe; doch die kleineren Gefälligkeiten der Freundschaft, des Zutrauens empfängt er mit einem geheimen Entzücken. Sie lieben mich Beide, Droste vielleicht, ob er gleich auf die Einwilligung meines Vaters rechnen kann, mit eben dem Gefühle, als Wille. Ich bin reich. Droste will sich nicht eindrängen. Wille hat gar keine Hoffnung auf meine Hand. Sie verschweigen Beide ihre Liebe. Aber welch ein Unterschied! Droste ist kalt, selbst gegen die Beweise von Achtung, die ich ihm gebe. Und Wille? O Luise! —

Ich fürchte, Drostens Stolz ist größer, als seine Liebe! Ach, ich fürchte (der Himmel vergebe mir, wenn ich ihm Unrecht thue!) ich fürchte, er wacht so sehr über sich selbst, weil er sich den Triumph wünscht, sagen zu können, sie liebte mich zuerst. Denn — Doch still davon. Aber Wille? Er schweigt, weil er nicht hofft; er würde, auch wenn er hoffte, schweigen, weil er keine Wahrscheinlichkeit sieht, meine Hand zu erhalten. Aber kennte er mein Herz; wüßte er, wozu mein Vater

fähig ist; hätte er halb die Hoffnungen, die Droste hat: o, ein vertrauliches Lächeln von mir würde ihn entzücken. Er würde nur sich für glücklich halten, wenn ich ihn liebte; Droste sieht nur mein Glück.

Zu diesen Vergleichen, liebe Luise, habe ich Belege: freilich nur Blicke, einzelne Worte, Wendungen im Gespräche; aber die, so scheint es mir, sagen mehr, als vieles Andere, woraus der Mensch gewöhnlich urtheilt.

Ich bin einige Male in Maienberg gewesen. Sie nehmen mich auf, als brächte ich ihnen den ganzen Segen des Himmels, als hätten sie bis zu diesem Augenblicke keine frohe Minute gehabt. Ach! und wie würden sie mich aufnehmen, wenn ... O Luise, wir würden die Seligkeit des Himmels mit einander theilen, und jeder sie ganz genießen. Morgen gehen wir alle nach Maienberg. Noch muß ich schweigen. Leb wohl!

8.

Malenberg.

Hab' ich denn nicht tausendmal gedacht, daß mein Vater Recht hat? habe ich es dir nicht selbst geschrieben, liebe Luise? O, er hat Recht: das fühle ich so gut wie du. Ja, meine Liebe ist so seltsam, daß ich sie nur dir habe anvertrauen können, und niemand kann sie in Schutz nehmen, als allein eine verblendete Leidenschaft. Das Geheimnißvolle, das Unglück, das Romantische des Alten und seines Sohnes haben mein Herz mehr angezogen, als ihr Werth; und es ist eine geheime Eitelkeit, die Schutzgöttin der beiden Unglücklichen zu seyn, mit im Spiele gewesen: auch das will ich dir zugeben, liebe Luise. Aber jetzt, da ich den Werth des Mannes kenne; da hinterher meine Vernunft die verblendete Leidenschaft billigt; da der Mann, zu dem mich Geheimniß, Eitelkeit, Phantasie hinzogen, ein so edler Mann ist, daß nun mein Herz ihn liebt, und meine Vernunft diese Liebe recht-

fertigt: wie jetzt? Soll die Leidenschaft noch immer verblendet heißen, weil sie verblendet war?

Dein letzter Grund mir abzurathen, hat mir weh gethan. „Das Unglück dieser beiden Menschen kann von der Art seyn," schreibst du, „daß, wenn du es zuvor gewußt hättest, die Klugheit dir gerathen haben würde, dich nicht damit zu befassen." Ja, das kann es; aber wenn es nur Unglück ist, nicht Schuld: was haben sie denn verbrochen, daß ich da nicht lieben sollte, wo ich lieben dürfte, wenn sie glücklicher wären? Hätte so nicht der Hartherzige eine Entschuldigung für seine grausame Kälte gegen den Unglücklichen? Ach, Luise! wenn Liebe die Wirkung der Wahl wäre: ich würde von zwei Menschen gewiß den Unglücklichern lieben, weil er unglücklich ist. Ja, das Unglück dieser beiden Menschen, denen du so gern meine Liebe (meinen Schutz nicht) entziehen möchtest, ist wahrscheinlich von der Art, daß ich es mit ihnen zu theilen, mit ihnen zu tragen hätte, sobald ich ihnen angehörte. Ich glaube selbst, daß es noch nicht

aufgehört hat, sie zu verfolgen, und ich fürchte, daß sie nicht allein von Wunden leiden, die ihnen schon geschlagen sind, sondern daß sie auch vor neuen Schlägen ihres harten Schicksals zittern.

Das aber, Luise, steht mir nicht im Wege; ich wollte fröhlich alles mit ihnen theilen. Was hilft die Liebe nicht ertragen! welches Unglück macht sie nicht zu einem Keime des Segens! Der Liebende, der noch keine Thränen des Kummers aus den Augen der Geliebten trocknete, hat das Entzücken der Liebe und des Lebens noch nicht empfunden. Also — das schreckt mich nicht zurück, sondern der stille Wunsch meines Vaters, daß ich Drosten meine Hand geben möchte: ein Wunsch, den er mir jetzt aus Zärtlichkeit für mich sogar verschweigt, weil er beinahe die Hoffnung aufgegeben hat, ihn je erfüllt zu sehen.

Ach, Luise! mit welcher wehmüthigen, zärtlichen Liebe er mich liebkost, wenn er Drostens Edelmuth und ruhige Menschlichkeit lobt! wie er dann mit einem freundlichen Blicke fragt: nicht wahr, es ist ein edler Mensch?

und wie sein Auge feucht wird, wenn ich noch etwas zu seinem Lobe hinzusetze! Das, das ist es, warum ich jetzt seltner in meine Akazien-Allee gehe, warum ich Drosten oft aufsuche, seinen edlen Handlungen nachspüre, und mich an das schmerzende Klopfen meiner Brust nicht kehre, wenn ich in der Ferne den Jüngling sehe, der mir das bebende Herz entgegenhält, und weinend sagt: zerschlag es nicht; es liebt nur dich!

Sieh, und zu diesem Opfer bewegt mich eben der Mensch, dem ich mein Herz entziehe! Er opferte sich für seinen Vater auf: so sagt der Alte täglich. Wie? das weiß ich nicht. Er opferte sich für seinen Vater auf: darum lieb' ich ihn, darum! Wenn auch ich nun mein Herz für meinen Vater opfere, so wird er mich noch mehr lieben, und wir werden noch unglücklicher seyn, aber auch tugendhafter.

Und wär' es so, Luise; könnte ich dann nicht sagen, was du mir einmal als Schwärmerei vorwarfst: das Grab ist die Belohnung der Tugend? — Ich habe viel, noch viel

mehr

mehr zu dulden. Doch das Uebrige sage ich dir, wenn ich einmal eine sehr edle Handlung von Drosten erfahre. Dann sollst du wissen, was noch mehr dies Herz drückt, als eine unglückliche Liebe und der stille Wunsch eines geliebten Vaters. Wenn ich ihn jetzt sehe, ihn, — er wagt es nicht mehr, mich anzureden; aber eine Thräne in seinem blauen Auge, die ich neulich sah — Der Himmel behüte mich vor solchen Thränen! Leb wohl!

9.

Maienberg.

Droste hat etwas Edles gethan; und jetzt möchte ich dir beinahe lieber nicht erzählen. Diesen Mittag kam das Gespräch auf den Bienenvater (so nennt man den unglücklichen Greis hier im Dorfe). Mein Vater beschrieb Drosten, der ihn nicht kannte, das schöne Gesicht des Alten mit innigem Vergnügen; und nun erzählte ich die Unterredung zwischen Va-

ter und Sohn, auf dem Vogelherdhause. Ich schrieb sie damals sogleich in mein Taschenbuch, habe sie seitdem sehr oft gelesen, und konnte sie also beinahe Wort für Wort wiederholen. Mein Vater setzte das Glas Wein, das er in der Hand hielt, wieder hin, stützte die Wange in die Hand, und hörte lächelnd zu.

Droste horchte mit großer Anspannung. Was ihm so rührend war, weiß ich nicht: aber es stiegen Thränen in seine Augen; und er fühlte diese Thränen nicht: denn sie rollten langsam über seine Wangen, ohne daß er eine Bewegung machte, sie abzutrocknen. Er schien in tiefes Nachsinnen gerathen zu seyn. Mein Vater machte ihn aufmerksam auf die Stärke seiner Empfindung. Schnell nahm er nun die Serviette, und bedeckte die Augen und die Schamröthe in seinem Gesichte, das jetzt in der That schön war, so schön, wie ich es noch nie gesehen hatte. Mein Vater bestand darauf, den Bienenvater und seinen Sohn in eine bessere Lage zu bringen; Droste machte aber Einwendungen gegen die Art,

wie mein gütiger Vater ihnen wohlthun wollte. „Wie meinen Sie denn sonst, mein Sohn?" (So nennt mein Vater Drosten.)

Noch denke ich gar nicht darauf, seinen äußern Zustand zu verbessern; ein solches Anerbieten würde den Unglücklichen vielleicht erbittern. Ich möchte nur erst sein Herz mit den Menschen aussöhnen; das Uebrige würde dann leicht seyn. Hier ist die größte Behutsamkeit die heiligste Pflicht. Der alte Mann muß mehr Ihr Wohlthäter scheinen, als Sie der seinige, lieber Herr Hädike. Mich dünkt, wir müssen nie einen Schritt zurückthun dürfen, wenn nicht Alles verloren seyn soll. Ein Herz, das grausam mit sich selbst in Streit ist, wie das Herz dieses alten Mannes, will mehr geschont seyn, als sonst irgend etwas in der Natur.

Droste redete mit großer Rührung; und ich sagte, gewiß mit einer süßen Empfindung: edler Mann! Mein Vater sah mir lächelnd in die Augen, als wollte er sagen: siehst du? Droste verließ uns gleich nach dem Essen, und ich sah ihn mit Vergnügen in die Allee ge-

hen, wo der Alte sich oft während der Tischzeit aufhält, weil er weiß, daß wir dann nicht hinkommen.

Und so, gute Luise, übergebe ich die Unglücklichen den wohlthätigen Händen meines Vaters, der zarten schonenden Feinheit Drostens. Wirst du nun nicht sagen: meine Eva ist gut? Ich bin es.

Jetzt weiß ich in der That nicht, wie ich dir erzählen soll, was mir so schwer auf dem Herzen lag. Ich könnte mich auch geirrt haben. Aber wenn ich alles wieder zusammenhalte, so fürchte ich dennoch, ich habe mich nicht geirrt.

Auf das Wort meines Oheims hin, daß ich ihm nicht abgeneigt sey, setzte der Herr von Danneberg seine Besuche fort. Ich behandelte ihn höflich, weiter nichts; und das konnte ich thun, da er sich nicht erklärte, ob ich gleich seine Absicht wußte. Ich war wohl ein wenig verlegen, doch mehr um seiner, als um meiner Lage willen. Droste behandelte ihn höflich; ich bemerkte aber, daß er Dannebergen, wenn dieser bei uns war, Gelegenheit gab,

mit mir zu reden, und ihn sogar bei mir zu heben suchte. Wozu das? wozu?

Mein Oheim, der Drosten sonst eben nicht geneigt ist, fing an, ihn zu loben, obgleich Droste sich gar nicht um sein Wohlwollen bemühete, sondern ihm augenscheinlich kalt begegnete. Woher das Lob? Alle diese Umstände machten mich aufmerksamer. Ich sah, daß Droste sich in Dannebergs Gegenwart kälter gegen mich betrug, als gewöhnlich. Wozu diese seltsamen Wendungen? Danneberg war auf einmal Drostens eifriger Freund, ohne daß dieser freundschaftlicher gegen ihn wurde.

Ich will dir das Räthsel lösen. Droste glaubt meines Besitzes gewiß zu seyn. Der Triumph, meine Hand zu bekommen, genügt seinem Stolze nicht; er will zugleich auch seinen Nebenbuhler demüthigen. Darum hebt er diesen bei mir, und verschafft ihm Gelegenheit, mich zu sehen, mich allein zu unterhalten: so gewiß ist er seines Sieges! In Dannebergs Gegenwart behandelt er mich kalt, gewiß, ich könnte übermüthig sagen; denn

er allein will steigen, und sollte er mich auch demüthigen müssen.

Findest du das unwahrscheinlich? Auch ich glaubte nicht, daß der Stolz so weit gehen könnte. Ich beobachtete Drosten genau, und sein Benehmen fing an, mich zu verdrießen. In diesem Verdrusse (verzeihe mir, Luise! ich selbst verzeihe es mir nicht) betrug ich mich gegen den Herrn von Danneberg wärmer, und stellte mich, als ob seine Unterhaltungen mich interessirten. Ich suchte ihn sogar einige Male auf, (o vergieb mir!). Nun wurde Droste unruhig. Das hätte ihm ein Mädchen leicht vergeben; aber er wurde auch gegen den armen Danneberg empfindlich, spöttisch, und, als sich der nicht zu benehmen wußte, sogar übermüthig. Er lächelte höhnisch, daß er so leicht über Dannebergen triumphiren konnte. Jetzt wurde dieser dringender; und ich sah mit Schmerzen, daß ich Hoffnungen bei ihm erregt hatte, die ich nicht erfüllen wollte. Ich bereuete meinen kindischen Verdruß, und zog mich so artig, als ich nur konnte, zurück.

Mein Oheim aber drang, auf diese Hoffnungen hin, in meinen Vater, glaubte seiner Sache gewiß zu seyn, und berief sich endlich geradezu auf mich selbst. Mein Vater fragte mich in Drostens Gegenwart, ob ich wirklich Dannebergen Hoffnung gemacht hätte. Droste lächelte bei dieser Frage mit einem so spöttischen Uebermuthe, daß in meinem Herzen eine sehr bittere Empfindung gegen ihn entstand. Mein Vater wiederholte die Frage mit seiner ganzen väterlichen Liebe. Ich sah die Folge meiner Unbesonnenheit mit aufrichtiger Reue, fiel in dieser Empfindung meinem Vater um den Hals, und sagte, ohne an Drosten weiter zu denken: ja, mein Vater; vergeben Sie mir! Ich machte ihm Hoffnung.

Droste wurde roth und blaß; sein Gesicht rang zwischen erkünstelter Ruhe und Zorn. Nicht Schmerz, Luise, nicht Betrübniß, kein Zug von Kummer war in seinem Gesichte; um den Mund und die Augen nur ein Zug von Zorn, der immer verflog und wieder kam. Ich bemerkte sein Mißverständniß sogleich, und

bat meinen Vater, mich ohne Zeugen zu hören.

Droste ging, und nun erzählte ich meinem Vater, wie unbesonnen ich mich betragen hätte, doch ohne Drostens dabei zu erwähnen. Aus Freude darüber, daß ich Dannebergen nicht liebte, fand mein Vater diese Unbesonnenheit sehr verzeihlich. Ich bat ihn, ja Drosten nichts darüber zu sagen; und er versprach es mir. In der That freuete es mich, Drostens Hochmuth wenigstens eine Weile bestrafen zu können, da er nun in dem Irrthume blieb, in welchen ihn meine Worte gebracht hatten.

Nach einigen Stunden kam mein Vater fast athemlos, und mit Schrecken im Gesichte, auf mein Zimmer. „Gott Lob!" rief er Einmal über das andere; „Gott Lob, mein Kind! wir erfahren das noch zu rechter Zeit! Sieh, da habe ich eben entsetzliche Dinge von Dannebergen gehört. Er hat einen unehlichen Sohn, und, was noch schlimmer ist, Mutter und Kind vergehen in dem bittersten Elende.

Hier sind die Beweise davon.“ Er gab mir eine Menge Papiere.

Lieber Vater, sagte ich, über seine Heftigkeit nicht weniger erschrocken, als über die Nachricht selbst; Sie wissen ja, daß Danneberg ohnehin nie meine Hand erhalten wird. Er besann sich, und sagte lächelnd: „dachte ich doch in dem Schrecken nur an die Versicherung meines Bruders, daß du den Menschen liebtest!“ — Ich hatte die Papiere genommen, blickte hinein, und sah den Namen Droste. Das machte mich neugierig. Ich las nun, fand, daß Droste sich diese Papiere zu verschaffen gewußt hatte, und sah aus dem Datum, daß sie schon lange in seinen Händen waren.

Mein Vater ließ mir die Papiere ganz unbesorgt, und ging. Aus diesen Papieren nun, zum Theil Briefen an Drosten, sah ich denn, daß er sie sich mit Mühe verschafft hat. Das ist ganz unschuldig. Er liebt mich; sein Nebenbuhler scheint ihm gefährlich zu werden. Schon vermuthet er, daß Danneberg ein verächtlicher Mensch ist; er geht dieser Vermu-

thung nach, kommt Dannebergen auf die Spur, und sucht sich die Beweise seiner schlechten Handlung zu verschaffen, um mich von einer unglücklichen Verbindung abzuhalten, und sich meine Hand zu sichern. Das alles finde ich natürlich, sogar recht. Aber — er bekommt die Papiere, die Dannebergs schlechten Charakter erweisen; und jetzt, da er die sichersten Mittel in Händen hat, ihn, sobald er will, zu stürzen, jetzt führt er ihn bei mir ein, und sucht ihn in meinen Augen zu heben. Was ist das? Wozu das, Luise? Siehst du, daß ich Recht hatte, ihn hochmüthig und eitel zu nennen?

Und nun heute! Ich gestehe in seiner Gegenwart meinem Vater, daß ich Dannebergen Hoffnungen gemacht habe. Jetzt bringt er, weil es mit seinem Triumphe mißlich steht, die Papiere zum Vorschein, um sich meine Hand zu erhalten.

Das Alles habe ich noch einmal durchgelesen, und nun stütze ich wieder voll Sorgen den Kopf in die Hand. Bald fürchte ich mich vor diesem seltsamen Charakter; bald bin ich be-

sorgt, ihm mit meinem Verdachte Unrecht zu thun. Ist es möglich? frag' ich mich selbst; können zwei so verschiedene Seelen einen Menschen bald so hoch erheben, bald so tief erniedrigen? Bei der zartesten Empfindung für Anstand und Menschlichkeit, bei dem leisesten Gefühle jedes Herz zu schonen und es so sanft zu fassen, dennoch dieser eitle, selbstsüchtige Uebermuth; bei so vielem Edelsinne so viele Niedrigkeit: ist das möglich? oder irre ich mich? Das ist es, meine Liebe, worüber ich noch jetzt mit schwerem, ängstlich klopfendem Herzen nachsinne. Und nun solltest du wieder das schöne Gesicht dieses Mannes gesehen haben, über das, ohne sein Wissen, die Thränen des zärtlichsten Mitleidens flossen, als ich von dem Greise erzählte! du solltest gehört haben, mit welchem edlen Gefühle er von der Heilung dieses gebrochenen Herzens sprach!

Ich könnte dir noch Manches sagen von seiner kindischen Eitelkeit, und seinem alles niedertretenden Hochmuth: zum Beispiel, wie er das Gespräch an sich zu reißen sucht; wie er meinem Vater, der ihn als einen Sohn

liebt, oft mit großer Nichtachtung widerspricht, sobald jemand glauben könnte, mein Vater erweise ihm Wohlthaten; wie nachlässig er allen Handwerkern begegnet, denen er Rechnungen zu bezahlen hat; welche auffallende Ausnahmen von der Ordnung unseres Hauses (und du weißt, wie sehr mein Vater auf diese Ordnung hält!) er sich erlaubt, nicht aus Neigung etwas Andres zu thun, nicht aus Liebe zur Unabhängigkeit, sondern nur, weil er zeigen will, daß er unabhängig ist. Das alles könnte ich dir noch sagen. Dabei würde ich indeß nicht vergessen, wie edel, wie wohlthätig, wie gütig, wie schonend, wie gefällig er ist; mit welchem schönen Eifer er sich alles Guten annimmt; wie sein Herz unter fremdem Unglück zu einer mitleidigen Thräne wird. Aber dennoch zittre ich vor diesem Menschen, und vor der Stunde, wo ich ihm sagen werde: ich will die Ihrige seyn! Und diese Stunde kommt, meine Liebe; die bittenden, besorgten Blicke, die mein Vater auf mich wirft, und die stummen, wehmüthigen Liebkosungen, mit denen er mich überhäuft, führen sie ge-

wiß herbei. Ich werde Drosten meine Hand geben, die Leidenschaft in meiner Brust besiegen, und Maienberg verlassen, um einen Schmerz nicht zu sehen, der mir weher thun wird als mein eigener. Und wenn denn nach allen diesen Opfern dennoch zuletzt die Reue uns Alle — Nein, er ist ein Mensch, und meines Vaters Augen sollen sich in Thränen der Freude über seine glückliche Eva schließen. Ständen in meinem Herzen auch andre als Freudenthränen: o Luise! da mögen sie stehen; aber keine soll mein Auge benetzen, keine meinem Vater sagen: ich konnte glücklicher werden. Nein, so undankbar werde ich nicht seyn! Adieu.

10.

Maienberg.

So ist denn mein Schicksal entschieden, Luise! Ach, ich hoffe, die schwerste Minute ist die gewesen, worin ich Ja sagte; und war

sie es nicht, soll deine Eva noch schwerere Minuten, ja Tage und Jahre erdulden: so war sie doch die süßeste in meines Vaters Leben. Wenn nur er immer gern an diese Minute denkt, so sollen mich Gott und der Genius der kindlichen Dankbarkeit behüten, sie je zu bereuen. Ja, Luise, ich habe meinem Vater eine reine, hohe, flammende Leidenschaft aufgeopfert. Laß es mich dir sagen, dir, der ich nie einen Fehler verschwieg: ich habe großmüthig meine schönsten Hoffnungen für die bängste Ahnung, den höchsten Genuß des Lebens für den größten Schmerz dahin gegeben, um einen Wunsch meines Vaters zu erfüllen. Das Gefühl dieses theuren Opfers mildert meinen Schmerz nicht; aber es macht mich größer, stärker, geduldiger. Mein Vater war, so lange ich bin, gegen mich Vater; jetzt vergelte ich ihm: ich bin einmal seine Tochter, seine dankbare Tochter gewesen. Ach, Luise! und ist es nicht viel, auf der Erde etwas recht gewesen zu seyn? Ich bin eine glückliche Tochter: sollte ich nicht auch eine glückliche Mutter werden? Und kann ich denn nicht

auch eine glückliche Gattin seyn? Zwar fließen bei diesem Gedanken Thränen über meine Wangen; aber —

Sieh, eben stand ich an dem offnen Fenster, und warf meine Blicke mit dem festen Entschlusse, meinen künftigen Mann glücklich zu machen, an das Gewölbe des Himmels; und mit diesem Blicke kehrte Hoffnung, selbst glücklich zu seyn, in mein Herz zurück. Ja, Luise, ich verspreche es dir, wie ich es meinem Vater versprach.

Man scheuet sich nur so sehr, seine Leidenschaften anzutasten, weil man ihre Befriedigung für den Zweck des Lebens hält. Mir war es leicht; ich stellte mich an mein eignes Grab, betrachtete die Handvoll Asche, zu der mein heißes Herz einst werden wird, und fragte sie: was war besser? Erfüllung deiner Wünsche oder deiner Pflicht? Und — Luise, vergieb der Schwärmerin! — ich stand näher am Grabe, als du vielleicht denkst. Du wirst lächeln, mir vergeben und mich lieben.

An dem Datum dieses Briefes siehst du, daß heute meines Vaters Geburtstag ist. Schon

sehr früh überraschte er mich. Er wollte nichts als heiter seyn, er scherzte; aber mitten aus dieser Heiterkeit brach die Wehmuth hervor, die er mir zu verbergen suchte. Dadurch wurde mein Herz gepreßt, und ich fiel weinend an seine Brust. Er hielt mich in den zitternden Armen; in seinem Auge zerfloß eine Thräne, und seine Stimme brach, als er mich bat, ihn immer zu lieben. Ein Paar Male wollte er seinen Wunsch mir halb entdecken: das sah ich an den Blicken, die er verstohlen auf mich warf, das hörte ich an einigen Worten, die er ohne Zusammenhang wieder abbrach. Er ging, und, wie ich ganz deutlich sah, nur, damit er seinen Wunsch, mich als Drostens Gattin zu sehen, nicht verrathen möchte.

Ich war von dieser Güte tief gerührt, nahm sogleich meinen Mantel, und that, was ich schon seit einigen Jahren, so oft wir seinen Geburtstag hier feierten, gethan habe. Ich ging in die Kirche, in das Gewölbe, worin die Asche meiner Mutter ruht, an das offne Grab meines Vaters, das er sich nach

ihrem Tode hat machen lassen. Hier an seinem Grabe, neben dem Staube meiner Mutter, die ihn so zärtlich liebte, bin ich seit sechs Jahren jedes Mal an seinem Geburtstage eine Stunde allein gewesen, um mir die Rechnung über die Freuden abzunehmen, die ich ihm gemacht habe. Dahin ging ich auch heute. Schon bei den ersten Schritten fühlte ich, daß ich als Drostens Braut zurückkehren würde. Mich ergriff eine unbeschreibliche Angst. Es war mir, als sollte ich heute nicht gehen; aber ich ging dennoch. So wie ich aus dem Bosket in die Allee bog, die zu der Kirche führt, stand auf einmal der junge Wille vor mir. Ich mochte blaß werden. Er blickte furchtsam auf, und sah mir mit einer wehmüthigen, scheuen Zärtlichkeit in die Augen. Ich weiß noch nicht, wie ich dazu kam, daß ich sagte: guter Sohn! und ihm die Hand reichte, als wollte ich Abschied von ihm nehmen. Er suchte sich zu fassen, und beugte sich auf meine Hand, sie zu küssen. In diesem Augenblikke fühlte ich zwei heiße Thränen auf meiner zitternden Hand. Vergebens schlug er sogleich

die andere Hand vor die Augen, die er abwendete; Töne des Weinens und ein halbes Schluchzen verriethen mir seine Empfindungen. Er richtete sich jetzt wieder auf, und verbarg noch immer die weinenden Augen mit seiner Hand.

Was Sie auch denken mögen, Mademoiselle, sagte er, sich immer mehr fassend; was Sie auch glauben mögen von dieser Empfindung, die mich zu schnell überrascht hat: Sie werden gütig genug seyn, mir zu verzeihen. Mein unglücklicher alter Vater fand in Ihrer Güte einen Trost, den Sie ihm jetzt entziehen müssen. Ihr Lebewohl in diesem Augenblick... (Hatte ich davon etwas gesagt, Luise? oder verstand er meine Miene?) Er gerieth jetzt in Verwirrung, und legte erröthend die Hand auf sein Herz. Dieses Herz, fing er jetzt wieder an, das Sie . . . das Sie . . . — Er brach in der größten Verwirrung ab. So leben Sie denn wohl! sagte er endlich in der höchsten Leidenschaft, und ging nach einer Verbeugung. Ich stand noch lange, zweifelnd und kämpfend, an dem Bosket. Meine Augen

schwammen in Thränen, und ich rang die Hände. Jetzt hob ich den Fuß, ihm nachzugehen; ich hatte vergessen, wohin ich wollte. Ach, ich liebe ihn, ich liebe ihn: das war es, das allein, was ich fühlte. Als ich so da stand, fiel mir der Schlüssel zu dem Grabgewölbe in die Augen. Ich legte die Hand an die nasse kalte Stirn, und dachte: Unglückliche! du willst die Thür zu deinem Grabe aufschließen!

Ich setzte mich in dem Gebüsch, und überlegte. Schon war ich im Begriff zurückzukehren, mich meinem Vater zu Füßen zu werfen, und ihm meine Liebe zu gestehen. Aber, ach! was sollte, was konnte ich sagen, ihn zu beruhigen! Freilich würde er mich nicht abgewiesen haben; aber er wäre unglücklich gewesen. Das fühlte ich, das machte ich mir deutlich, trotz meinem Herzen, welches so gern darüber hin wollte. Ich stand auf, drückte den Schlüssel auf mein Herz, und ging, zagend, bebend, bleich, durch die Allee der Kirche zu. Als ich aufgeschlossen hatte und hineingetreten war, schlug die Thür hinter mir

polternd zu; und es war mir, als hätte sich die Thür des Lebens und des Glückes hinter mir verschlossen.

Nun stand ich an dem Grabe meines Vaters, an der Asche meiner Mutter. Wenn er, sagte ich zu mir selbst, hier läge mit geschlossenen Augen, mit gefalteten Händen, mit erstarrtem Herzen, und ich sollte mit einem Leben voll Grams noch ein Lächeln auf seine bleichen Lippen bringen: würde ich mich bedenken? Nein, nein! rief ich jetzt, außer mir, und streckte die Hände in das Grab hinab: nein, mein theurer Vater; ich kann, ich will das Opfer bringen; ich will es gern! Meine Thränen fielen auf den kalten Stein, auf dem sein Haupt einst liegen soll, und ich wurde ruhiger. Und werde, sagte ich jetzt mit aufwallender Freude: — werde nicht auch ich einst hier ruhen? wird dann nicht der bange Traum des Lebens vorüber seyn? Und wenn dieses heiße Herz in Asche zerfällt: wird mir dann nicht die Freude dieser Stunde noch übrig bleiben?

Ich knieete zwischen den Gräbern meiner

Eltern, und meine Brust hob sich frei, ohne Schmerz. Endlich stand ich auf, und kehrte ruhig nach Hause zurück. An der Ecke des Boskets blieb ich noch einmal stehen, und fühlte die ganze Stärke meiner Liebe, aber auch die Heiligkeit meiner Pflicht. Ich verschloß mich, um erst den Taumel des Enthusiasmus vorübergehen zu lassen, in mein Cabinet. Hier überlegte ich ruhiger, und fand jetzt alles schwerer, drückender, aber — nichts abzuändern. Endlich ging ich zu meinem Vater hinauf; und ach! Luise, hier wurde ich belohnt. Hättest du doch gesehen, wie mein Vater sich freuete, wie besorgt er fragte, ob mir auch sein Glück nicht etwas kostete, und wie er mich segnete; dann würdest du es natürlich finden, daß ich ihm mit wirklicher Ruhe und Zufriedenheit sagte: ja, Droste soll meine Hand bekommen. Mein Vater wollte sogleich fort, um Drosten zu rufen; er wollte aber auch noch länger bei mir bleiben, um mir wiederholt zu sagen, wie lieb er mich hätte. Ich würde sogar, wenn es sein Wille gewesen wäre, mit ihm zu Drosten hinüber-

gegangen seyn. „Schade!" rief mein Vater endlich, und zeigte auf das Fenster; „da reitet er hin!" Ach, ich konnte mich nicht enthalten, ihm mit ängstlichen Blicken nachzusehen. Mein Vater umarmte mich, und wir verließen einander mit liebenden Herzen.

Nach einer Stunde kam mein Vater auf mein Zimmer. „Höre, liebes Kind," sagte er mit erhöheter Zärtlichkeit; „du hast den theuersten Wunsch meines Lebens erfüllt. Jetzt thu mir noch Einen Gefallen. Laß Drosten fürs erste nichts merken. Nicht deine kindliche Liebe zu mir muß ihm deine Hand geben, sondern deine Liebe zu ihm selbst."

Er war bei diesen Worten verlegen, und schien sogar etwas ängstlich, als ob er besorgte, daß ich mein Wort zurücknehmen könnte. Ich reichte ihm lächelnd die Hand, und sagte, so zufrieden als ich konnte: Droste wird mein Mann! Jetzt lächelte er aufs neue sehr freundlich. „Aber sagen wollen wir ihm noch nichts," wiederholte er noch einmal; „ich habe meine Absichten dabei."

Und welche? O Luise, die väterlichsten,

LB Coburg

die gütigsten von der Welt. Er will mir Zeit lassen, meinen Entschluß zu ändern. Aber mein Loos ist entschieden: Droste bekommt meine Hand. Ich werde glücklich seyn; gewiß, das werde ich.

11.

Maienberg.

Ich bin in einer schmerzlichen Unruhe, liebe Luise. Mein Vater ist gegen den unglücklichen Alten eingenommen, und — ich zittre, das niederzuschreiben — durch Drosten! Es ist so; ja, es ist so! Droste sprach mit einer Art von Empfindlichkeit über den Hochmuth des Bienenvaters und seines Sohnes. Er äußerte Mißtrauen gegen den Charakter der beiden Unglücklichen. Mein Vater, der sonst gesehen hatte, mit welcher Theilnahme sich Droste für Beide interessirte, glaubt ihm, wird ebenfalls mißtrauisch, und läßt sich gegen sie einnehmen. — In dieser Unterredung ließ Droste zuweilen

eine so gereizte Empfindlichkeit gegen Vater und Sohn hervorblicken, und das Gespräch nahm zuletzt eine so seltsame Wendung, daß ich mich noch jetzt nicht von einer schmerzlichen Unruhe erholen kann. — Der Unglückliche ist mißtrauisch, und darum scheint er gewöhnlich stolz, sagte ich, als Droste mir eine Unterredung zwischen ihm und den Unbekannten erzählt hatte. Ich äußerte meine Gedanken, wie Beiden geholfen werden könnte. Droste lächelte empfindlich, und sagte in einem schneidenden Tone: Sie trauen mir doch wohl zu, liebe Eva, daß ich diese Menschen zu behandeln verstehe? Ich habe ihnen Hülfe angetragen; sie wollen aber keine. Glauben Sie mir, diese Leute sind stolzer, als unglücklich.

Ich erwiederte ganz ehrlich, ohne etwas Anderes dabei zu denken: ich kenne diese Unglücklichen, und ich hoffe, sie werden nicht auch meine Hand, die ihnen helfen will, von sich stoßen. Er sah mich scharf an, und sagte heftiger als gewöhnlich: ich hoffe, es wird mir überlassen bleiben, das Werk zu vollen-

den. Sie sind unglücklich, bedürfen Hülfe, und werden sie endlich annehmen.

Und wenn sie nun die Hülfe von Ihnen nicht wollen? fragte ich ruhig.

Er erröthete, und sagte kalt: das hieße Verachtung; und Eva würde nicht wollen, daß man mich verachtend behandelte.

Ach, Luise! ich erschrak über diese Antwort. — Jetzt erzählte ich ihm, wie genau ich mit Beiden bekannt wäre, und setzte ihm auseinander, wie ich glaubte, daß man ihnen helfen könnte. Er wurde augenscheinlich empfindlicher, und ein Paar Aeußerungen, die der Ton seiner Stimme sehr hart machte, verriethen, daß die beiden Unglücklichen nur durch ihn, oder gar nicht, unterstützt werden sollten. Mich dünkt, sagte er zuletzt nachdenkend: Sie haben so viel gethan, daß Sie hier stehen bleiben müssen. Ihr Geschlecht verbietet Ihnen, weiter zu gehen. Bei den letzteren Worten äußerte er Unruhe, und ich — fühlte etwas Widriges in meiner Seele.

Mein Vater war auf meine Bitte entschlossen, den beiden Willens nach meinem

Plane zu helfen; doch auch jetzt drang Droste darauf, daß es ihm überlassen werden möchte, den Plan auszuführen. Ich wurde empfindlich, und sagte: nach der Unterredung, die Sie mit Vater und Sohn gehabt haben, ist es wahrscheinlich, daß der Plan dann mißlingen würde; und — es sind Unglückliche!

Es ist doch, erwiederte Droste kalt, in der That sehr anmaßend, wenn der Unglückliche sagt: der soll mir helfen, kein Andrer. Und Sie, Eva — alle Anmaßung ist Ihnen verhaßt; und diese vertheidigen Sie? — Ich will den Unglücklichen helfen, weiter nichts! antwortete ich, in der That verdrießlich.

Mein Vater sah uns Beide wechselsweise an, und schwieg; aber dennoch mochte er seinem Liebling nicht Unrecht geben. Verstehst du das? Ich wagte kaum zu ahnen, was ich hätte denken sollen, und was ich eine Stunde nach dieser Unterredung mit Gewißheit wußte. Der alte Wille begegnete mir im hintern Bosket, wohin er sonst nie kommt, und redete mich an. Er gab sich Mühe, das Gespräch irgend wohin zu leiten, und eben deswegen

hätte ich es gern geendigt. Auf einmal ergriff er aber meine Hand, und sagte: liebste Mamsell, Sie haben die Sorge für unser Wohl einem Manne übergeben, der ... der ..." — (Er suchte nach einem milden Ausdrucke) — „der wenigstens nicht ein so sanftes Herz hat, wie Sie, um der Freund zweier Unglücklichen seyn zu können. Wir bitten Sie um die letzte Wohlthat: befreien Sie uns von den harten Anerbietungen des Herrn Droste." — Harte? fragte ich. Wie so? hart! — „Sie wundern Sich, daß ein Mann, den das Schicksal so hart, wie mich, behandelte, noch außerdem etwas hart nennen kann; aber Herr Droste war hart: freilich wohl so edel wie Sie, nur nicht gütig. Verzeihen Sie, Mamsell. Aber ich habe nie Wohlthaten verlangt, auch nicht von Ihnen. Was Sie uns freiwillig gaben, und wir gern annahmen, war Wohlwollen, Mitleiden.

Er wollte fortfahren; ich fiel ihm aber in die Rede. Herr Droste ... ich muß gestehen, lieber Herr Wille, Sie setzen mich in Erstaunen ... — er ist ein so edler, mensch-

licher Mann, daß wohl nur das Uebermaß Ihrer eignen Empfindlichkeit . . .

„Bei Gott, nein! Es ist wahr, er suchte mich auf, er bot mir Hülfe an, und auf eine so menschliche, so gütige Weise, so fein gewandt, so künstlich möchte ich sagen, daß, wenn ich Wohlthaten brauchte, ich sie von ihm gern angenommen hätte. Es schien, als ob er uns in unserm Unglücke ehrwürdig fände, als ob er ein alter Freund wäre, der nur eine Schuld an uns bezahlen wollte."

Es schien? es schien? Herr Droste that das wirklich; ich kenne den Mann.

Dann vergebe mir der Himmel meinen Verdacht! Nun wohl! er that es also. Ich schlug die Hülfe aus, weil ich sie gewiß nicht brauche. Er ehrte meine abschlägige Antwort, und schwieg davon, drängte sich aber nun an mein Herz. Sie, liebe Mamsell, haben ihm wohl etwas von meiner ehemaligen menschenfeindlichen Stimmung entdeckt. Es schien mir so, und ich sagte ihm das; er behauptete aber, er hätte mich errathen. Das war nicht möglich. Ich sagte ihm das auch,

und wirklich mit Vertrauen, weil mir seine Herzlichkeit gefiel. Er schien das übel zu nehmen. Jetzt kam mein Sohn dazu. Herr Droste drang aufs neue in uns, daß wir ihm unser Schicksal anvertrauen sollten; und dabei redete er von seinem Vermögen, als ob Armuth unser Elend wäre. Ja, Mamsell, das reitzte mich. Mein Sohn, der das schwache Herz seines Vaters kennt, bat Herrn Droste, meiner zu schonen. Das alles erhitzte unser Gespräch. Er fing an mir zu mißfallen; denn er gab sich (obgleich mit aller möglichen Schonung und Feinheit der Kunst) ein herrisches Ansehn über uns Beide, und belehrte meinen Sohn sogar, wie er mich behandeln sollte. Ich umfaßte meinen Philipp, legte meinen Kopf an sein edles Herz, und mußte doch ein wenig lächeln. Das machte Herrn Droste empfindlich: wenigstens schien es so; denn er verließ uns mit der bestimmten Versicherung, die beinahe wie eine Drohung klang: er sey hier Herr, und nur auf ihn allein könnten und sollten wir rechnen.

Nachher versuchte er es aufs neue, mir

seine Hülfe aufzudringen, die ich aber nur noch kälter ausschlug. Er machte mir sogar auf eine versteckte Weise Vorwürfe wegen meines Stolzes. Das reitzte mich immer mehr, und in dieser Stimmung bat ich ihn endlich, mich in Ruhe zu lassen. Bei diesen Worten verbeugte er sich kalt, ich möchte beinahe sagen spöttisch lächelnd, und ging. Heute nun — erst vor wenigen Minuten ist er von mir weggegangen — heute drängte er sich mit der alten Güte und Herzlichkeit wieder an mich. Aber sein so scharf beobachtender Blick, den er bald auf mich, bald auf meinen Sohn heftete . . . Er sprach zwar Anfangs nur von gleichgültigen Dingen; dann . . ." —

Wovon? fragte ich lebhaft und unbesonnen. Drosten ist wohl nichts gleichgültig.

Der Greis fuhr ruhig fort: „er erzählte uns von Ihnen, und von Ihrer Gesinnung gegen uns; dann fragte er nach kleinen Begebenheiten, die er nur von Ihnen wissen konnte, und so weiter. Endlich aber bot er uns aufs neue Hülfe an, und zwar so ungestüm, als ob er eine Wette darauf eingegangen wä-

re, uns zu helfen. Ich erklärte ihm sehr bestimmt, daß ich nichts brauchte, als Ruhe und Verborgenheit. Er sah mich scharf an, und sagte spitz, — ich kann mir nicht helfen, liebe Mamsell, es muß heraus — er sagte mit einem lauernden Lächeln:" (o, Luise, ich kenne dieses Lächeln!) — „eben um dieser Verborgenheit willen, deren Sie und Ihr Sohn so sehr bedürfen, könnten Ihnen vielleicht auch Freunde nöthig seyn, welche diese Verborgenheit schützten; und dazu biete ich Ihnen meine Dienste an. Ich verstand das nicht, und sah ihm fragend in die Augen. Nun sagte er höchst gewunden und räthselhaft etwas, das einer Vermuthung ähnlich sah, als ob wir uns der forschenden Gerechtigkeit verbürgen. — Mein Herr, sagte mein Sohn etwas heftig; dieser Verdacht beleidigt mehr Sie, als uns. Sind wir, wofür Sie uns zu halten scheinen, Verbrecher, so müssen Sie selbst seyn, wofür Sie uns halten, um uns Schutz anzubieten. — Das traf mein Herz, Sie wissen nicht, Mamsell, warum. Ich stand auf, und sagte: von jetzt an, mein Herr, verbitte ich

jede Zudringlichkeit, sie habe welchen Vorwand sie wolle. Er erwiederte stolz: ich verzeihe Ihrem Unglücke; aber sobald Sie eines Freundes bedürfen, so fordern Sie. Alles was ich habe, was ich vermag (und das ist viel), steht Ihnen zu Dienste. Ich habe doppelten Beruf, Ihr Freund zu seyn: Einmal den Auftrag der Mamsell Hädike, die als Mädchen freilich Anstand nehmen muß, Ihnen zu viele Freundschaft zu zeigen; und dann meine eigene Liebe für Sie Beide. — Er verließ uns, und wir waren erstaunt über seine Fassung, seine Schonung, und zugleich über die stolze Härte, mit der er uns behandelt hatte. Liebe Mamsell, ich bitte Sie noch einmal, befreien Sie uns von den Besuchen dieses Mannes."

Das ist meine Unterredung mit dem Alten. Ich habe seine eigenen Worte zu wiederholen gesucht, und mich zwingen müssen, die Anmerkungen, die sich mir aufdrängten, wegzulassen, um dein Urtheil nicht zu bestechen. Ich bitte dich, Luise, antworte mir bald, und schreib mir recht ausführlich, was du dazu denkst. Deine Eva.

12.

Maienberg.

O Recht, Luise! du hast seinen Charakter getroffen: Hochmuth. Er ist ein edler Mensch; aber er will edler scheinen, als er ist, und nun wird er niedrig: er will alles seyn, und nun bleibt er nicht einmal das, was er seyn könnte. Niemand soll zweifeln, daß er über Alles erhaben ist, niemand soll ihm widersprechen, niemand ihn hindern, seine Rolle zu spielen; und diese Rolle ist — Herr Less * * in Sophiens Reise. Wie ich darauf komme? Sehr natürlich. Ich habe Sophiens Reise verliehen, und will etwas darin nachsehen. Auch Droste hat das Buch. Ich hole es mir, und finde Stellen darin unterstrichen, Bemerkungen beigeschrieben, die mir zeigen, daß Less * * sein Held, und das Original ist, welches er kopirt.

Nun ist mir alles klar, sein geheimnißvolles Wesen, seine Sucht unbemerkt den Reichen zu spielen, sogar seine Neigung mit der

öffentlichen Post zu reisen. Er hat — ich habe das ganz zufällig erfahren — einen prächtigen Ring gekauft (sogar, was ich dir anvertraue, halb geborgt), den er nur auf Reisen trägt. Er spielt nie; aber er ist unzufrieden, wenn man das nicht bemerkt. Er trinkt bei Tische nur Ein Glas Wein; aber er macht das geltend. Und sieh! er liebt mich; aber er will nur aus Großmuth, aus Mitleiden meine Liebe mit seiner Hand belohnen.

O, Luise, wie sehr dank' ich meinem Vater jetzt für seine Behutsamkeit, daß er Drosten mein Versprechen, die Seinige zu werden, noch verschwiegen hat! Sieh, Droste versprach, meinem Vater und mir das Herz des unglücklichen Alten zu gewinnen. Es gelingt nicht; man weist ihn ab, weil er auch hier nur eine Rolle spielt. Ach, wäre er mit seinen thränenvollen Augen zu dem Alten gegangen; er hätte dessen Herz gewonnen, wie er das meinige halb damit gewann. Aber — die Unglücklichen sollen nicht g l ü c k l i c h werden; sie sollen fühlen, daß Er sie glücklich macht. Das mißlingt, und er wird empfindlich. Es s o l l

gelingen; und da es nicht gelingt, so möchte er lieber die Unglücklichen anfeinden. Das, das ist der schreckliche Hochmuth.

O Gott, Luise! Droste hat mich am Geburtstage meines Vaters mit dem jungen Wille reden sehen; dieser hat es mir entdeckt. Er verschwieg noch mehr, als er sagte; ich verstand ihn aber nur zu gut. Ich wollte Ihnen, hob er ruhig an, noch einmal für die Güte danken, deren sie meinen Vater gewürdigt haben. Wir verlassen Maienberg. Es scheint, als sollte mein Vater die Ruhe noch nicht finden, die ihm so nöthig ist. — Ich erwiederte fest und eifrig: nein, Herr Wille! sagen Sie Ihrem Vater, er soll hier die Ruhe finden, die er braucht. Ich bitte, verlassen Sie Maienberg nicht. Gewiß, es soll Sie niemand weiter beunruhigen; niemand! Ich stehe Ihnen dafür. — „Sie sind sehr gütig," antwortete er gerührt. „Aber," setzte

er mit niedergeschlagenen Augen hinzu; „wenn unser Aufenthalt in Maienberg Ihre Zufriedenheit nur eine Minute lang stören sollte, so kostete er bei weitem zu viel. Erlauben Sie, daß wir uns entfernen.“ — Meine Zufriedenheit? fragte ich verwundert: meine? Ich verstehe Sie nicht.

Er sah mich an. „Nun, so doch,“ fuhr er schnell fort, „vielleicht die Zufriedenheit eines Andern, Ihres Vaters. Er wünscht unsre Abreise.“

Mein Vater? fragte ich noch erstaunter. Herr Wille, wie Sie auch zu dieser Meinung gekommen seyn mögen, sie ist grundfalsch. Mein Vater wünscht nichts als Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit. Oder wollen Sie diese Versicherung lieber von ihm selbst auf das allerbestimmteste hören? Wenn Sie irgend einen Werth auf meine Freundschaft legen (sagte ich mit einiger Hitze; denn ich ahnete Drostens Geist), so bleiben Sie. Noch einmal: Sie sollen nicht wieder gestört werden; das verspreche ich Ihnen. Sie sind in dem seltsamsten Irrthume; ich bitte Sie aber, ihn

mir nicht aufzuhellen. Versprechen Sie mir nur, zu bleiben.

Er seufzte, und versprach das, mit der Bedingung: wenn sein Vater wollte. Sobald ich zu Hause kam, sagte ich Drosten sehr ernst: es sey mein und gewiß auch meines Vaters Wunsch, daß die beiden Willens hier ruhig leben sollten. Ich bäte ihn also, sich auf keine Weise mehr um diese Leute zu bekümmern, die nun einmal kein Vertrauen zu ihm hätten. Jetzt wurde er zum ersten Male verlegen, und dann augenscheinlich unruhig. Er erzählte mir, was er gethan hätte; und ich hörte ihn ruhig an. In der That, Luise, er erzählte so ziemlich die Wahrheit, und schrieb es sehr natürlich sich zu, daß die Willens mißtrauisch gegen ihn wären. Als ich ihm sagte, daß der Alte Maienberg hätte verlassen wollen, war er wirklich gerührt. Diese Rührung versöhnte mich mit ihm. Uebrigens blickte aus seiner Unruhe, sogar aus seinen, freilich mit großer Feinheit gethanen, Fragen, Eifersucht hervor, die ich auch sogleich vermuthet hatte. Ich sagte ihm endlich: die Willens ständen in

dem Irrthume, als ob mein Vater ihre Entfernung aus Maienberg wünschte.

Er besann sich, und sagte betrübt, wieder mit vieler Natur: „auch daran bin ich vielleicht Schuld; das fürchte ich, in der That das fürchte ich.“ Auf welche Weise? fragte ich. Er nahm meine Hand, küßte sie, und antwortete: „wird die gütige Eva mir erlauben, davon zu schweigen? nur um nicht gestehen zu dürfen, wie verkehrt ich in diesem Falle handelte.“ O, Luise, du hättest sein Gesicht sehen sollen, wie es von Schamröthe brannte, und wie sich Betrübniß mit Reue darin mischte: du würdest ihm vergeben haben, wie ich. Ich lächelte, drohete ihm scherzhaft mit dem Finger, und ging in mein Cabinet.

Jetzt scheint mir die Sache nicht mehr so unschuldig; ich wende aber meine Augen davon ab. Und darf man denn der Eifersucht, und zwar der Eifersucht dieses stolzen Mannes, nicht viel verzeihen? muß man ihr nicht viel verzeihen? Ich hatte Drosten meinen Umgang mit den Willens erzählt, und war dabei warm geworden: kann mein Herz sich nicht

mit einem Zuge verrathen haben? Er sieht mich an dem Geburtstage meines Vaters mit dem jungen Wille sprechen. So kurz diese Unterredung auch war, und ob er uns gleich nicht hörte, so konnte doch das, was er sah, den Verdacht, den er vielleicht schon hatte, nicht vertreiben.

Und noch mehr! — würde mein Vater nicht sagen: vergieb ihm Eva, weil er dich liebt; vergieb ihm, weil ich ihn liebe? Und hätte ich darauf eine andere Antwort, als die: ich will es? Und schlug nicht mein eignes Herz in den heißesten Schmerzen, als der unglückliche Jüngling sagte: wir verlassen Maienberg? War es von mir recht, daß ich ihn bat zu bleiben? war es recht, daß ich...— O Luise, ich vergebe Drosten, um mir selbst vergeben zu können; ob ich gleich in dem Augenblicke, da ich Willen zu bleiben bat, nichts in ihm sah, als den Unglücklichen, den eine harte Menschenhand aufs neue in den Sturm des Unglücks hinaus stoßen wollte. Ich wünschte, sie wären glücklich und froh! Ja, das wünschte ich.

13.

Maienberg.

Die Unglücklichen! Ach, mein Herz ist schmerzhaft zerrissen, liebste Luise! Noch klopft es ungestüm, noch beben meine Hände. Sie heißen nicht Wille; sie heißen Rannberg, und Beide sind — meine Hand zittert, das Wort niederzuschreiben — Bösewichter. Traure mit mir, Luise! Sie haben ein schreckliches Verbrechen begangen, und als Landesverräther Beide in schändlichen Ketten gesessen; sie sind dem Schwerte der Gerechtigkeit entflohen. O schrecklich! schrecklich! Ich warf mich athemlos, ganz außer mir, meinem Vater zu Füßen. Man trug mich auf mein Bett. — Diese Zeilen sind das Erste, was ich wieder denken oder thun kann. O Luise, Luise! beklage die Unglücklichen mit mir. Ach, wie gern möchte ich ihnen, um sie zu trösten, zurufen: ich halte euch für unschuldig! O, sie sollen fliehen, bis an das Ende der Erde. Mein Vater wird ihnen Geld geben. Die

Unglücklichen! Nein, ich kann nie wieder ruhig werden." Leb wohl.

14.

Maienberg.

Kann ich dir denn endlich erzählen, liebe Luise? Bis jetzt habe ich mein Zimmer nicht verlassen, und noch immer seh' ich, wohin ich blicke, Gestalten des Schreckens. Ach, ich fürchte mich, einem der beiden Unglücklichen zu begegnen, als wäre ich strafbar, und als wären sie unschuldig. Noch wissen sie nicht, daß wir ihr Verbrechen und ihr Unglück kennen. Niemand weiß es, als mein Vater, Droste und ich. Und ich! ich! Luise!

Das kummervolle, blasse Gesicht, womit der junge Rannberg Abschied von mir nahm, hatte mich tief gerührt. Ich war schwächer, als ich zu seyn glaubte. Aber ganz lag die Schuld nicht an mir; nein, Luise, nicht ganz. Jetzt nahm sich ja auf der ganzen Erde, außer mir, niemand der Unglücklichen an, und

ich hörte, der junge Rannberg sey krank. Ich widerstand meinem Herzen lange; doch endlich ging ich wieder in die Akazien-Allee. Da kamen sie gegangen; und jetzt führte der schwache Greis den noch schwächeren Jüngling.

Als er mich erblickte, goß sich eine hohe Röthe über sein bleiches Gesicht. Ich näherte mich zitternd. Er streckte mir — was er noch nie gewagt hatte — die bebende Hand entgegen, und mit einem Blicke, o! mit einem Blicke, worin die heißeste Liebe mit der stärksten Verzweiflung kämpfte.

Ich reichte ihm meine Hand. Der Vater wendete seinen Blick in die Wolken, und dann trübe, sorgend, wieder auf das Gesicht des Sohnes, als vergäße er über dessen Elend sein eignes. Niemand von uns sprach ein Wort. Ich war innerlich erschüttert, sammelte aber alle meine Stärke, um ruhig zu scheinen. Er hielt meine Hand fest, beugte sein Gesicht darauf nieder, und fragte in dieser Stellung leise: Sie sind Braut? Seine Hände zitterten bei dieser Frage heftig; er hielt aber sein Gesicht nieder, daß ich es nicht sehen sollte.

Woher, Luise, nahm ich bei dieser heftigen Bewegung meines ganzen Wesens die Stärke, Ja zu antworten? Ich that es. Nun legte er die brennenden Lippen sanft auf meine Hand, richtete sich dann auf, sah mich mit dem entzückten Blicke eines Sterbenden an, und sagte: o, seyn Sie glücklich!

Ich hielt mein Tuch vor die Augen, aus denen gewaltsam Thränen hervorströmten. Als ich die Hand wieder sinken ließ, sah ich, daß Droste seitwärts vorübergegangen, und daß ich allein war. Ich ging traurig nach Hause. Drostens Betragen verrieth Unruhe, und er bemühete sich, sie zu verbergen. Er verließ das Zimmer früher als gewöhnlich. Ach, ich fühlte mein Unrecht gegen ihn, und bat meinen Vater noch denselben Abend, er möchte mich in die Stadt zurückkehren lassen. Er versprach es mir, und nun wurde ich ruhiger. Ich blieb zu Hause, und nahm mir vor, den jungen Rannberg nicht wieder zu sehen.

Ungefähr acht Tage später bekam Droste, als wir eben zusammen Thee tranken, einen Brief. Er brach ihn sogleich auf, wurde un-

ruhig, steckte den Brief ein, zog ihn wieder hervor, ging im Zimmer auf und nieder, rieb sich die Stirn, und war, mit Einem Worte, in der augenscheinlichsten Aengstlichkeit. Endlich reichte er meinem Vater den Brief hin. Mein Vater las, wurde bleich, las wieder, legte den Brief auf den Tisch, wollte sich fassen, und zerbrach in dem Verdrusse, der ihn überrascht hatte, seine Pfeife. Ich fragte ihn endlich. Er antwortete mit gerunzelter Stirn: „die beiden Willens sind — Gott vergebe ihnen und uns Allen! — ein Paar Bösewichter." Ich sprang auf, und warf einen Blick auf Drosten. Droste sah mich starr an, trat mit einer wehmüthigen Freimüthigkeit auf mich zu, und sagte betrübt: habe ich diesen Blick eines entehrenden Verdachtes verdienen können, so war Ihre bisherige Freundschaft für mich eine unverzeihliche Schwäche Ihrer Güte.

Er reichte mir den Brief, und ich fand das Verbrechen der beiden Unglücklichen in einer Beilage, welche die sicherste Autorität hatte, bestätigt. In dem Briefe warnte man meinen Vater nur, sich mit den bei-

den Verbrechern nicht einzulassen, und gab ihm sogar einen Wink, ihnen zur Flucht zu rathen. Ich wurde blaß, fiel bebend meinem Vater um den Hals, beschwor ihn, die Unglücklichen zu retten, und bat ihn, so wie auch Drosten, ihnen zu verschweigen, daß wir ihr Verbrechen kennten. Es war eine Scene der heftigsten Unruhe. Ach, die Liebe, die jetzt flammend emporschlug, in dem furchtbarsten Kampfe mit dem Abscheue vor ihrem Verbrechen — ich erlag darunter. Man trug mich auf mein Zimmer, in mein Bett. Ich war, glaube ich, sehr krank.

Bis jetzt wissen sie nicht, daß wir sie kennen. Droste meint, man müsse es ihnen sagen. Mein Vater schweigt; er ist aber insgeheim gegen sie erbittert. Nur Droste nimmt sich jetzt ihrer an. Sie müssen fort, meint er; und eine Stimme in meinem Inneren ruft: sie müssen fort! Sie sind hier nicht sicher, Luise; sie müssen fort!

Mein Vater meint, ich soll es ihnen an-

kündigen, daß man ihren Aufenthalt weiß, daß wir sie kennen. O Gott, Luise! werde ich dazu Stärke genug haben? Droste erbietet sich, das Geschäft zu übernehmen; mein Vater dringt aber darauf, ich soll es thun, und wenn ich mich weigere, so will er es selbst. Drosten hat er ausdrücklich verboten, die beiden Verlassenen zu sehen, und das that er mit einer verdrießlichen Kälte, die er gegen Drosten noch nie gezeigt hat. Als dieser hinaus war, faßte mein Vater mich in seine Arme, benetzte mein Gesicht mit Thränen, und sagte schluchzend: „ach mein armes, armes Kind!" Was ist das, Luise? „Sag du Ihnen," setzte er dann hinzu, „daß sie Maienberg verlassen müssen. Ob sie so schuldig sind, als wir glauben, kann ich nicht entscheiden; aber sicher sind sie hier nicht, und also müssen sie fort. Hier, das gieb ihnen, mein Kind." Er legte eine schwere Rolle Gold auf den Tisch. „Habe Muth!" sagte er noch, höchst bewegt, und wollte nun gehen.

Sie sind nicht schuldig? fragte ich lebhaft, und fiel meinem Vater freudig um den Hals.

„Ich zweifle, daß sie schuldig sind, liebe Eva; aber ihre Freiheit, ihr Leben sogar, ist in Gefahr. Sie müssen fort.“

Mein Vater, sagte ich jetzt zitternd; ich kann sie nicht wieder sehen, wenn sie unschuldig sind. Ueberlassen Sie die Sache Drosten, ich bitte Sie. Er schüttelte den Kopf, und sagte bedeutend: „Drosten nicht, wenn sie unschuldig sind. Für den gehört das Geschäft nicht. Aber es ist wahr, auch für dich nicht, meine gute Eva. So überlaß es denn mir. Fasse Muth! Der Mensch ist zu Thränen geboren. Und deine Thränen“ — sagte er, halb fragend — „sind keine Thränen der Schuld!?“ — Nein, mein Vater, erwiederte ich versichernd; nein, gewiß nicht! — „Dann,“ sagte er bewegt, „dann wird dein Herz wieder ruhiger werden. Traue mir, Eva! Alle deine Thränen sollen erst getrocknet seyn, ehe ich dich an die Erfüllung deines Versprechens erinnere.“

Was war das, Luise? Was weiß mein Vater? Ist es nicht, als ob er meine unglückliche Leidenschaft kennte? Aber sey es. Mein

Versprechen werde ich halten. Schuldig oder nicht schuldig — ich will die Rannbergs nicht wieder sehen.

15.

Luise an Eva.

Gott gebe, liebste Eva, daß dieser Brief, den dir eine Estafette bringt, noch früh genug ankommt, um die Abreise der Rannbergs zu verhüten! Sie sind unschuldig, die beiden edelsten Männer, welche die Erde trägt. Mein Mann ist des jungen Rannbergs vertrautester Freund. Er befindet sich nicht wohl; sonst wäre er jetzt selbst bei dir, liebste Eva. Aber er hofft in einigen Tagen von hier abgehen zu können, um in die Arme seines edlen, verlornen, unglücklichen Freundes zu eilen. Er bittet deinen Vater, die beiden Rannbergs ja in Maienberg aufzuhalten. Sie sind völlig sicher; ihre Unschuld ist anerkannt. Mein Mann sucht jetzt die Papiere auf, die ihre Unschuld erwiesen haben; er hat sie alle.

Wäh-

Während dessen will ich dir schreiben, wie das kam. Ich habe meinem Manne nie deine Briefe gezeigt, weil er diese Art von Vertrauen nicht liebt. Endlich erhalte ich das Billet, worin du mir schreibst, daß die Willens eigentlich Rannberg heißen, daß sie Landesverräther sind, und daß sie in Ketten gesessen haben. Der Name Rannberg fiel mir auf; mein Mann hatte ihn oft genannt, und es war mir auch, als hätte er zuweilen von dem unglücklichen Schicksale seines Freundes gesprochen. Ich eilte, mit deinem Billet in der Hand, in sein Zimmer, und fragte ihn: hast du nicht einen Freund, der Rannberg heißt? Er bejahete. Vater und Sohn? fragte ich weiter. Der Vater ein schöner alter Mann? Haben sie als Landesverräther in Ketten gesessen? — Mein Mann richtete sich in großer Bewegung auf, und rief: mein Gott! weißt du etwas von ihnen, Luise? Ich las ihm dein Billet vor. Er wollte sogleich aus dem Bette, und ich hatte Mühe, ihn zu halten.

Nun kamen Zweifel hinterher. Sind es

auch die rechten? ist es kein Mißverständniß? Da entschloß ich mich kurz und gut, alle deine Briefe zu holen. Als ich den vierten, den fünften las, rief mein Mann: er ist es! der unglückliche Vater meines Philipp! ja, es ist mein Freund, mein edelmüthiger Freund! Sie sind es! O, daß deine Eva ihn liebte! sie würde die glücklichste Frau! — Er klingelte dem Bedienten, ließ eine Estafette bestellen, und bat mich, dir zu schreiben.

Von dem Schicksale seiner Freunde erzählte er mir Folgendes: Rannberg, ein sehr reicher Mann, wohnte in ***. Sein vertrautester Freund fiel in den vielleicht halb gerechten Verdacht des Revolutionsgeistes, und wurde eingezogen. Rannberg bemühete sich mit der freundschaftlichsten Wärme für seine Freiheit; und das machte auch ihn verdächtig. Der Angeklagte nützte diesen Umstand, sich selbst zu retten; er wälzte den Verdacht glücklich von sich ab, und auf den alten Rannberg. Man zog den Greis auf die Aussage seines Anklägers ein, und confrontirte sie Beide. Der Elende behauptete seinem alten Freunde ins Ge-

sicht: dieser hätte Absichten gehabt, welche der Ruhe des Staats gefährlich wären. Ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen machte diese Aussage höchst wahrscheinlich, und bedeutende Feinde, die Rannberg hatte, wußten den Verdacht durch untergeschobene Papiere noch zu verstärken. Er wurde für schuldig erklärt, zu zehnjährigem Verhaft in Ketten auf einer Festung verurtheilt, und sein Vermögen eingezogen.

Der Verlust seines großen Vermögens, die Fesseln, die Schande der Strafe waren dem unglücklichen Greise nicht so schmerzhaft, wie die Untreue des Menschen, den er geliebt, für dessen Freiheit er sich verwendet hatte. Ehe man ihn nach der Festung abführte, verlangte er, nur noch Einmal seinen Ankläger zu sehen. Er sah ihm lange schweigend in die Augen, und fragte dann: bin ich schuldig? Bleich, zitternd von dem Gefühle der innern Schande stand sein Ankläger da. Endlich wiederholte er die Anklage; Rannberg sank ohnmächtig nieder, und wurde auf die Festung gebracht.

Sein Sohn hörte in England, wo er gerade auf seiner Reise war, das Schicksal seines Vaters. Er eilte nach *** zurück, drang zu dem Monarchen, fiel ihm zu Füßen, und bat um eine Durchsicht der Akten, bekam aber eine abschlägige Antwort. Er reiste nach der Festung, wo sein Vater gefangen saß, und hielt vergebens um Erlaubniß an, ihn zu sehen. Nun vermiethete er sich als Knecht bei dem Kerkermeister, drang so zu seinem Vater, und bediente ihn ein Jahr lang als Gefängnißknecht. Mit der Geduld eines Engels ertrug er die unbeschreibliche Härte seines Herrn, richtete seinen Vater, der unter der bittersten Menschenfeindschaft erlag, durch seine Liebe auf, und arbeitete ein Jahr lang Tag und Nacht mit unbeschreiblichem Muthe für dessen Bequemlichkeit. Ohne Geld, ohne Freunde (mein Mann war gerade auf einer großen Reise), dem Elende eines dumpfen Gefängnisses, der Härte des Kerkermeisters ausgesetzt, ermüdete er dennoch nicht.

Endlich erkennt man ihn in den Armen seines Vaters, an der Ehrerbietung, die er dem-

selben erweist; man mißhandelt ihn, und setzt ihn selbst gefangen. Die Frau des Festungs-Kommandanten wird durch seine kindliche Liebe gerührt, und will ihn befreien; er schlägt aber die Freiheit aus, und theilt nun auf sein flehentliches Bitten das Gefängniß und die Fesseln mit seinem Vater.

Die Gattin des Kommandanten weiß diesen Beweis von kindlicher Liebe zu der Gemahlin des Fürsten zu bringen. Diese nimmt sich des unglücklichen edlen Sohnes an. Er und sein Vater werden befreiet, doch unter der Bedingung, auf ewig die Staaten des Fürsten zu räumen. Sie fliehen. Auf der Gränze muß der Sohn dem Vater schwören, mit ihm, von allen Menschen entfernt, ohne allen Umgang, ohne alle Bekanntschaft, zu leben. Der Sohn schreibt den letzten Brief an meinen Mann, und nimmt darin auf ewig von ihm Abschied. Weiter weiß mein Mann nichts von dem Schicksale der Unglücklichen. Diesen Brief fand er bei der Rückkehr von seiner Reise, nebst einigen andern, die das enthalten, was ich dir geschrieben habe. Er

suchte die Unglücklichen vergebens. Wahrscheinlich sind sie von der Gränze nach Maienberg geflohen. Du, meine Eva, bist die Wohlthäterin der beiden edelsten Menschen geworden, und hoffentlich wirst du auch noch die Tugend des edelsten Jünglings belohnen.

Hier sind nun auch die Akten, die ihre Unschuld anerkennen. Der Freund des alten Rannberg wurde von Gewissensbissen, von Gram um Frieden und Gesundheit gebracht, und klagte sich selbst an. Man sah den Prozeß des Unglücklichen wieder durch, untersuchte aufs neue, und widerrief das Urtheil. Indeß das Vermögen der Rannbergs war nun einmal dahin. Sie selbst ließen nichts von sich hören, obgleich mein Mann eine Aufforderung an sie in den Zeitungen bekannt machte. Hier sind die Briefe des jungen Mannes. Lies, Eva; und du wirst weinen, und ihn bewundern, wie ich. Ich habe sie nur flüchtig gelesen, weil ich dir alles schnell senden wollte. Leb wohl, gute Eva. Deine Hand

belohne den edeln Jüngling, und dein Herz söhne den Vater wieder mit dem Menschengeschlechte aus! Leb wohl. Deine Luise.

16.

Maienberg.

Er ist mein! ich bin glücklich! O Luise, wird auch er es seyn?

So eben wollte mein Vater zu ihnen gehen, um ihnen anzukündigen, daß sie aus Maienberg fortmüßten. Ich begleitete ihn die Treppe hinunter, um ihn, den gütigen Mann, zu bitten, daß er noch gütiger seyn möchte. Droste kam gerade aus seinem Zimmer. Er sah die Bewegung, worin ich war, hörte, wohin mein Vater wollte, und warf sich ihm in die Arme. Sie gehen zu Rannbergs, sagte er. Ich bitte Sie, theurer Mann, lassen Sie kein hartes Wort über ihre Lippen kommen. Beide sind, glaube ich, nur unglücklich, nicht schuldig.

Mein Vater blieb stehen, sah Herrn Dro-

ste mit einem ernsten Gesichte an, und fragte endlich: „woher wissen Sie das, Droste?" Droste antwortete sehr bewegt: ich weiß es; ich verschwieg es nur, weil ich wünschte, daß die Rannbergs sich entfernen möchten. — „Warum?" fragte mein Vater. — Weil ich, antwortete er zitternd, und warf sich mir zu Füßen: — weil ich Sie, Eva, liebe. — „Liebe?" fragte mein Vater. „Warum sprachen Sie nicht? Sie kannten ja meine Gesinnung, und wußten, daß ich diese Neigung billigte." Droste legte die Hand an die Stirn, und schwieg.

Mein Vater lächelte: „wollen Sie gestehen, wenn ich errathe? . . . Sie schwiegen aus Hochmuth." — Droste verbarg sein schamrothes Gesicht. „Und ist das so mit Rannbergs?" fragte mein Vater weiter. Ich stand wie erstarret da. Droste versicherte: es sey so; sie wären Beide ganz schuldlos; er habe sichre Nachrichten von ihnen zu bekommen gewußt. — „Sie sind aufrichtig!" sagte mein Vater. „Droste, Droste! es hätte übel ablaufen können." Nun wendete er sich zu mir,

und sagte sehr zärtlich: „Eva, er liebt dich. Die Fehler, die er begangen hat, sind größer, als du denkst; allein er ist aufrichtig. Kannst du ihm verzeihen? fürs erste nur verzeihen!"

Ich sagte etwas, nur um abzukommen; denn jetzt durchsah ich das ganze Gewebe seines Hochmuths. Mein Vater zog einen Brief hervor, und gab ihn Drosten. „Hier!" sagte er; „ein ander Mal nehmen Sie Ihre Briefe besser in Acht!... Herr, Sie waren so recht gut, wie Sie sind; warum wollten Sie besser seyn? Diesen Brief gaben Sie mir mit unter den Rechnungen ... Wenn du wüßtest, Eva, was es ihm kostet, daß er die beiden Rannbergs für unschuldig erklärt: du würdest ihm um dieser Großmuth willen seine Eitelkeit verzeihen." — In der That, Luise, ich fühlte so etwas.

Wir gingen nun die Treppe hinunter. Auf der Hausflur stand ein alter Mann, elend, beinahe bettelhaft, gekleidet. Als Droste ihn erblickte, verfärbte er sich ein wenig. Dann aber eilte er auf den Alten zu, nahm ihn in seine Arme, vergoß an seinem Halse einen

Strom von Thränen, und nannte ihn einmal über das andere: mein Vater! Die Scene war in der That rührend, und beinahe vergaß ich über diesen Erguß der kindlichen Liebe seine Thorheit. Wir näherten uns dem alten Manne, und wünschten ihm Glück zu seinem Sohne. Mein Vater führte ihn sogleich in ein kleines Zimmer an der Hausflur; und jetzt bemerkte ich an ihm eine auffallende Kälte. Er schickte Drosten mit einem Auftrage weg, und fragte dann dessen Vater: „aber warum so schlecht gekleidet? Geht es etwa nicht gut?"

Der Alte zuckte die Achseln, und sagte: leider Gottes, schlecht genug! Schon seit Jahr und Tag habe ich in dem bittersten Elende gelebt. „Wie?" fragte mein Vater; und so eben öffnete Droste die Thür. „Wie," — so wendete er sich zu diesem — „wie geht es zu, daß Ihr Vater seit einem Jahre so hülflos ist?" Droste war wie vom Blitze gerührt. Mein Vater sah ihn scharf an, und sagte: „ich weiß, Sie haben nichts, Ihren Vater zu unterstützen. Von mir wollten Sie nichts, und Ihr Gehalt ging für einen prächtigen

Ring, für eine Uhr mit Brillanten drauf. Herr, ein glücklicher, zufriedner Vater: das ist der beste Schmuck für einen Sohn." Droste schwieg bleich und bebend. O, vergeben Sie mir nur, mein Vater! rief er jetzt, und warf sich weinend an des alten Mannes Brust. In diesem Augenblicke meldete ein Bedienter den Bienenvater und seinen Sohn. Mein Vater hatte sich bei ihnen melden lassen; sie kamen aber zu ihm. Er ging rasch hinaus, und führte sie in das untere Zimmer. Droste hing noch an seines Vaters Halse. Ich schlich mich durch die Nebenzimmer hinauf in mein Cabinet.

Ungefähr eine Viertelstunde nachher erhielt ich dein Paket, Luise. Ich las, ich bebte, weinte, schrie auf vor Schmerz. Auf einmal stürzte ich, außer mir, mit dem Paket in den Händen, in das Zimmer meines Vaters. Lesen Sie! lesen Sie, mein Vater! rief ich. Erst jetzt erblickte ich die beiden verfolgten edlen Menschen. Ich stand schamroth, mit niedergeschlagenen Augen, da, als mein Vater deinen Brief las. Seine Augen schwam-

men in Thränen, und bald schlug er die Arme um den jungen Rannberg. „Edler, Mensch!" rief er entzückt: „guter, tugendhafter, edler Sohn! Auch mein Sohn! ... Eva!" rief er jetzt mit steigendem Entzücken: „ja, deine Hand belohne den edlen Jüngling, und dein Herz söhne den Vater wieder mit dem Menschengeschlechte aus! ... Sie liebt dich, mein Sohn!" sagte er zu dem jungen Rannberg, und legte nun meine Hand in die seinige.

Jetzt sank mein Geliebter, bleich und bestürzt, zu meinen Füßen nieder; dann hob er das nasse Auge zu mir auf. Und ich, Luise, ich sank laut weinend auf seine Schulter, in seine Arme, an sein Herz, an seine Lippen. Die beiden Väter segneten uns, und wir versanken in unsern Segnungen, in dem Entzükken unsrer Herzen.

Jetzt trat Droste in das Zimmer, um meinen Oheim zu melden. Gütig ging mein Vater auf ihn zu, und sagte, auf Rannberg zeigend: „dieser junge Mann wurde der niedrige Knecht eines Gefangenwärters, und belud sich

mit Ketten, um seinen Vater zu trösten. Eva's Hand belohnt ihn für diese kindliche Liebe; Sie, Droste, werden Sich mit uns freuen, das weiß ich.

Drostens Augen füllten sich mit Thränen. Er verbeugte sich still gegen meinen Vater und gegen mich. Dann sagte er leise: erlauben Sie mir, daß ich auf einige Zeit in die Stadt gehen darf? Mein Vater umarmte ihn sehr bewegt, und flisterte ihm etwas zu. Droste ging, und nun trat mein Oheim herein. „Sieh, Bruder Heinrich!" rief ihm mein Vater entgegen; „da hab' ich einen Mann für Eva gefunden, und beinahe gerade so einen, wie du prophezeiet hast: diesen jungen Bauer." Der Oheim lächelte, und erstaunte, als ich mich noch einmal in die Arme meines Geliebten warf.

In einigen Worten erklärte mein Vater das Geheimniß, und mein Oheim schloß nun gerührt seinen künftigen Neffen in die Arme. Wir gingen hinauf. Mein Vater begleitete etwa nach einer Stunde Drosten, der mit seinem Vater abreis'te, an den Wagen.

Sie haben vorher noch eine lange Unterredung gehabt. Droste bleibt bei meinem Vater. Die Sucht den reichen Mann, jenen Grandison zu spielen, ein Stolz, den bei den edelsten Anlagen die Schmeicheleien seiner Freunde und einiger Frauenzimmer nährten, und dem, wie ich ganz richtig vermuthete, Less** Charakter und Grandison eine falsche Richtung gaben, verführten ihn zu allen diesen verächtlichen Handlungen. Er liebte mich, hat er meinem Vater gestanden, mit großer Leidenschaft; aber ich sollte ihm meine Liebe zuerst gestehen. Er hatte mich mit Rannbergen bemerkt, und wollte ihn entfernen. Auf dem Vogelherd erfuhr er, wie ich, den Nahmen der Unglücklichen und ihren ehemaligen Aufenthalt. So wurde es ihm leicht, auch ihr Schicksal zu erfahren. Er liebte seinen Vater wirklich; allein er vergaß ihn, um seine Eitelkeit zu befriedigen. So sank dieser im Grunde edle Mann durch eitlen Hochmuth zu Armseligkeiten hinunter. Er verlor meine Hand, und die Achtung meines Vaters, weil er immer mehr scheinen wollte, als er war.

Selbst Schulden hat er gemacht, um seinen Aufwand zu bestreiten, weil sein Hochmuth ihm nicht erlaubte, etwas von meinem Vater anzunehmen.

Er konnte, sagte mein Vater, ein so guter Sohn seyn, wie Rannberg, ein edler Mensch, ein tugendhafter Gatte, ein aufrichtiger Freund, ein geehrter Bürger; und er war von dem allen nichts, weil ihn der Teufel des Hochmuths plagte. Ich bedaure ihn; denn was mag er jetzt empfinden, da er sich so auf einmal von seiner Höhe herabgestürzt sieht!

Hier sende ich dir einen Brief von meinem Rannberg an deinen Mann. Leb wohl, Luise! leb wohl! Deine glückliche Eva.

N. S. Droste hat meinem Vater aus der Stadt ewig Lebewohl gesagt. Mein Vater lächelte. „Lies das!" sagte er: „Es ist ein guter Juge, und Noth soll er nicht leiden." Der Brief enthielt ein aufrichtiges Geständniß seiner Thorheiten; aber er war zu künstlich, zu gewunden, als daß ich jetzt schon an eine

Besserung glauben könnte. Was heilt schwerer, als Hochmuth!

Leb wohl! Gott segne dich und deinen edlen Mann! Noch immer lese ich die Briefe meines Geliebten aufs neue, und meine Augen werden jedes Mal dabei naß. O, mit welcher Empfindung würde der an dem Grabe seines Vaters stehen! Aber auch ich darf mich dem Grabe meines Vaters kühn nahen.

Deine Eva.

XVI.

XVI.

Die Wirkungen der selbstsüchtigen Grundsätze.

Die

Wirkungen der selbstsüchtigen Grundsätze.

Nouelle d'Agassau, ein sehr reicher, junger Edelmann, war durch den Tod seiner Eltern früh unabhängig geworden. Seine Erziehung fiel in die Hände eines elenden, verächtlichen Menschen, dem Politur der Sitten und Weltklugheit für die einzigen Tugenden eines Vornehmen und Reichen galten. Von diesem wurde er zu Paris früh in die Welt geführt; und der Anblick von Verbrechen aller Art, die er begehen sah, der Leichtsinn, den fast alle Großen gegen die Sittlichkeit zeigten, die Schmeicheleien, die man dem liebenswürdigen und cultivirten Knaben sagte, verschlimmerten sein Herz in einem hohen Grade. Die Bekanntschaften, welche er als Jüngling machte, voll-

endeten sein Verderben. Er nahm sehr früh das System der Parisischen Welt an: „nur für sich und für sein Vergnügen zu leben;" und sein feiner Kopf suchte sich diesen Grundsatz als das einzig wahre System des menschlichen Daseyns zu erweisen.

Der junge Nouelle war ein Philosoph auf seine Weise. „Vergnügen," sagte er, „ist meine Bestimmung; Mäßigkeit verlängert den Genuß, Klugheit sichert ihn." Die Moral schien ihm eine Grille, welche nur für den Pöbel und für den Dummkopf gehöre. Der Schein von Tugend war ihm Alles; und wirklich hielt man ihn in Paris für einen der tugendhaftesten Jünglinge.

Auf einer Reise nach Poitou, wo seine Güter lagen, mußte er in einem Dorfe bleiben, weil das Anschwellen eines Flusses die Brücke weggerissen hatte. Er ging, da das Wirthshaus sehr elend war, in das wohlgebaute Haus eines Pachters im Dorfe, um dort die Nacht hinzubringen. Der Pachter, ein alter, ehrwürdiger Mann, nahm ihn mit der gutherzigsten Freundlichkeit auf, und räumte ihm

sein bestes Zimmer ein. Rouelle kam am Abend herunter, um mit dem Pachter zu essen. Er erstaunte, als er neben dem Vater das schönste aller Mädchen sah, die ihm je vor Augen gekommen waren. Ihr geistvoller Blick, ihr Gespräch am Tische, überzeugten ihn sehr bald, daß sie keine gewöhnliche Erziehung gehabt haben konnte. Wirklich hatte ihr Vater lange in der Welt gelebt, und war, ihrer Unruhe müde, mit dem Ueberreste seines Vermögens hieher geflohen, um der Ruhe, und der Erziehung seiner Tochter zu leben.

Der Anblick des schönen Mädchens empörte Rouelle'ns Sinnlichkeit. Er suchte einen Vorwand, unter dem er einige Tage in dem Hause bleiben könnte; und die Gastfreundschaft seines ehrwürdigen Wirthes ließ ihn den leicht finden. Diese Zeit benuzte er, Susannens Schwächen kennen zu lernen; bald sah er aber, daß seine gewöhnlichen Künste nicht hinreichten, das Herz dieses Mädchens zu gewinnen. Er mußte wieder abreisen, ohne einen Schritt weiter zu seyn, als in dem Augenblicke, da er sie zuerst gesehen hatte. Sie

redete von der Tugend, und mit so vielem Ernste, daß er nicht umhin konnte, diese Tugend für mehr als eine Grimasse zu halten, und daß er sich wohl hütete, seine Grundsätze zu zeigen.

Auf seiner Rückreise kam er wieder. Seine Bescheidenheit gewann ihm das Vertrauen des Alten, und seine Liebenswürdigkeit Susannens Wohlwollen. Er fand aber bei dem Mädchen so viele Festigkeit, daß er jeden Schritt auf seinem Wege nur mit der feinsten Behutsamkeit thun konnte. Alle seine Künste reichten bei diesem Herzen nicht hin. Er hielt die Weiber ohne Ausnahme für eitel und sinnlich; hier aber sah er ein Mädchen, das weder Eitelkeit noch Wollust kannte. Schon die bloße Ahnung, daß solche Grundsätze, wie Rouelle sie hatte, nur möglich wären, erregte Susannen Schauder. Vergebens gebrauchte er jedes nur ersinnliche Mittel, ihre Eitelkeit in Bewegung zu setzen. Die schönsten Stunden gingen verloren; mit aller Mühe kam er nicht weiter, und dabei wurde seine Leidenschaft immer stärker. Er war, wie an sie fest

gezaubert; ja, er fühlte Achtung für ihre Tugend. „Noch zwei solche Menschen," sagte er sogar, von sich selbst überrascht; „und mein System ist dahin!" Das System behielt er nun freilich; aber seine Sinnlichkeit wurde in der That etwas Besseres: Liebe. Er fühlte, daß er mit Susannen, bei dem Glauben an ihre Tugend, sogar hier auf dem Lande glücklich 'leben könnte; und jetzt überraschte ihn ein Gedanke, den er für unmöglich gehalten hatte: der an eine Heirath mit dem Mädchen. Pfui! sagte er zu sich selbst bei diesem Gedanken, der aber desto öfter zurückkehrte, je mehr bei ihm die Hoffnung sank, daß er das Mädchen verführen könnte.

Rouelle fühlte, daß er Susannens Liebe gewonnen hatte; und er verzweifelte fast darüber, daß ihre Liebe kein Mittel war, ihre Phantasie zu entflammen. Er that alles Mögliche, seinen Zweck zu erreichen, und so erregte er einige Male Susannens Mißtrauen. Das gab Veranlassung zu sehr ernsten, kraftvollen Scenen, worin Susannens Charakter, und ihr Abscheu vor der Sinnlichkeit sich so

wahr, so mächtig zeigten, daß er nicht mehr wußte, was er von den Menschen, unter denen ein solches Mädchen lebte, denken sollte. Sein Herz fing an, sich dem Systeme, das sein Kopf noch immer fest hielt, zu widersetzen; die Liebe, diese allmächtige Leidenschaft, riß ihn unaufhaltsam fort. Es blieb ihm kein andres Mittel glücklich zu werden übrig, als Susannen seine Hand zu bieten. Er wußte selbst nicht, wie ihm eigentlich geschah. Jetzt fühlte er sogar einen geheimen Widerwillen bei dem Gedanken, Susannens Ruhe zu vernichten. So gab es denn doch einen Menschen, dessen Glück er achtete. Mit einer ihm ganz neuen Empfindung von Ruhe bot er Susannen seine Hand; und als sie, mit Thränen des Entzückens, mit hochklopfender Brust, in seine Arme sank, da fühlte er den Lohn der besseren Menschlichkeit: Achtung für sich selbst. Er sagte, sobald er allein war: „nein, bei Gott! die Tugend ist doch nicht so ganz eine leere Grille!"

Susanne wurde Nouelle'ns Gattin. Auf ihr Bitten ging er mit ihr auf seine Güter.

Das Glück der Ruhe, des Vertrauens, der zärtlichen Liebe, dessen er nun genoß, die Tugenden seiner Gattin, ihre Keuschheit, ihre Wohlthätigkeit, ihre Güte, ihre Demuth, erschütterten sein System, und es es regten sich mächtige Zweifel dagegen in seiner Seele.

Nach einem Jahre wurde Nouelle Vater eines Sohnes. Er nahm das Kind mit zitternder Freude an seine Brust, und rief: „nein, bei Gott! bei dem Gefühle meines Wesens! die Tugend ist keine Grille." — Susanne gab ihm einen zweiten Sohn, und diesmal freuete er sich mäßiger: er war einige Monate in Paris gewesen, wo eine reitzende Operntänzerin seine Sinnlichkeit erregt hatte, so daß er nur mit halbem Herzen auf seine Güter zurückgekehrt war. Nicht lange, so reiste er wieder nach Paris. Mit einer Unruhe, die er nie gefühlt hatte, suchte er die Bekanntschaft der schönen Tänzerin. Ohne es zu wollen, wurde er seiner Gattin untreu; und nun suchte er sein System wieder hervor, weil es seine Unruhe linderte. Zwar liebte er Susannen nicht mehr: aber er fühlte eine un-

begränzte Achtung für sie; und diese Achtung wurde ihm eine unangenehme Last, da sie ihm in dem Genusse seiner Freuden beunruhigende Vorwürfe machte. Pah! dachte er endlich; die Menschen sind einander alle gleich. Auch meine Frau ist nicht besser. Sie wollte Frau von Rouelle werden; daher die Rolle, die sie spielte. Ihr Wunsch waren Rang, Titel, Reichthum; der meinige ist Vergnügen. — Sein System kam wieder in die alten Rechte; er blieb in Paris, und zwang sich, die Achtung gegen seine Frau zu vergessen. Sie schrieb ihm; er antwortete kalt. Sie kam nach Paris, und er sagte ihr trokken: ich habe nichts dagegen, wenn Sie hier leben wollen. Als sie seine Ausschweifungen bemerkte, bot sie alle ihre Kräfte auf, das Glück der ersten Jahre wieder herzustellen; doch vergebens: daß er ihren Tugenden seine Achtung nicht versagen konnte, machte ihn nur noch kälter und bitterer; und um sie dafür zu bestrafen, zeigte er ihr sogar schlimmere Grundsätze, als er wirklich hatte.

Es war Susannens größtes Leiden, daß

Rouelle ihr täglich zu verstehen gab, wie sehr er die Verheirathung mit ihr bereue, und wie sehr sie seinem Vergnügen im Wege stehe. Als er eines Abends zu Hause kam, gab man ihm ein Billet von seiner Frau. „Ich verlasse Sie, mein Herr,“ schrieb sie ihm, „und auf ewig. Sie werden in der Beilage alle Ihnen nöthige Beweise finden, um unsre Ehe, wodurch Sie so unglücklich geworden sind, gesetzlich zu trennen. Meinen ältesten Sohn habe ich mitgenommen; den jüngsten mußte ich Ihnen lassen. Sollte der Knabe von seiner Krankheit wieder hergestellt werden, so beschwöre ich Sie bei Ihrem Vaterherzen, ihn nichts von Ihren Grundsätzen erfahren zu lassen. Es giebt eine Tugend, mein Herr, und einen Rächer aller Laster. Eine Summe Geldes, die ich mitgenommen habe, und die Sie zu klein finden werden, weil vielleicht nicht Eine Ihrer so genannten Freuden damit erkauft werden könnte, soll dazu dienen, Ihren Sohn in eben die Lage zu setzen, worin wir, sein Großvater und ich Arme, so glücklich waren. Dieser Knabe soll nie wissen,

wozu seine Geburt und Ihr Vermögen ihn berechtigten. Ich habe die Gefahren des Ranges und des Reichthums kennen lernen; ihn will ich vor dieser Bekanntschaft behüten. O, mein Herr, Sie spotten der Tugend; aber, sähen Sie mich hier an dem Bette meines jüngsten Sohnes auf den Knieen liegen; hörten Sie, wie ich Sie beschwöre, das Herz dieses Kindes nicht zu verderben: o, Sie würden wenigstens des Muttergefühls und meiner Angst nicht spotten. Leben Sie wohl!"

Rouelle'ns Auge wurde bei diesem Briefe finster. Sein Wunsch war erfüllt, aber dennoch empfand er Unruhe. Er liebte seinen Sohn, und achtete Susannen noch immer genug, um zu wünschen, daß sie keine Noth leiden möchte. Diesem Edelmuthe schrieb er seine Unruhe zu; und sie war doch nichts, als der Vorwurf seines Gewissens. Er lachte, und es gab ihm eine Art von Beruhigung, als er erfuhr, daß mit seiner Gattin zugleich ein junger Mann aus Paris gegangen sey, ein Mann, den sie geachtet hatte. „Da haben wir es!" sagte er; „die Heuchlerin!" Er

forschte nach, wo der vermeinte Entführer seiner Frau sich aufhielte; und nun fand er, daß er Susannen Unrecht gethan hatte. Jetzt suchte er auch ihren Aufenthalt zu entdecken; doch vergebens: sie blieb verschwunden, und nach einem Jahre ewiger Zerstreuungen war sie mit ihrem Sohne vergessen.

Jetzt, da Rouelle die lästige Kette des Ehestandes nicht mehr trug, entwarf er einen festen Plan seiner Lebensweise. Sein Haus wurde ein beständiger Aufenthalt für alle Freuden der Sinnlichkeit. Da Reichthum ihm unentbehrlich war, um sein Glück zu sichern, so hielt er die größte Ordnung in seinem Hauswesen. Er warf sich nicht in den verschlingenden Strudel sinnloser Ausschweifungen, sondern genoß mit Mäßigung, sogar mit Anstand; er verbarg den Plan seines Lebens, so wie dessen Ausführung, unter ewiger Heiterkeit, galt daher für einen musterhaften jungen Mann, und wurde der Liebling aller Gesellschaften. Kein Wort, keine Anspielung, kein bedeutendes Lächeln verrieth irgend einen seiner Siege. Er war der feinste Verführer al-

ler Weiber und Mädchen, deren Reitze seine Sinnlichkeit erregten; aber nie durften sie fürchten, daß ihr guter Ruf dabei leiden könnte. Rouelle hatte den Triumph, daß man ihn überall einen edeln, tugendhaften Mann nannte, ob er gleich nie einen Wunsch, eine Begierde fühlte, die er, es mochte kosten, was es wollte, nicht befriedigte. Er war höflich, hülfreich, großmüthig; er unterstützte das Verdienst, nahm die Miene an, als ob er nur für andre Menschen lebte: und doch lebte er nur sich und seinem Genusse. Die Kunst, die Feinheit, mit der er sich betrug, gab zugleich seinem Verstande Beschäftigung. Er beging zweideutige Handlungen, um Proben mit sich und andren Menschen anzustellen; so befestigte er sich immer mehr in seinem Systeme des stärksten Egoismus. Schon sein Geschmack sicherte ihn vor Ausschweifungen mit verworfenen Geschöpfen, und seine listige Feinheit ersparte ihm die Verbrechen, die ein grober, roher Wollüstling an seiner Stelle begangen haben würde. „Um Verbrechen zu begehen,“ sagte er, „muß man ein niederträchtiger, ehr-

loser Mensch seyn; und um tugendhaft zu handeln, ohne daß man davon Vortheil absieht, ein grillenfängerischer Dummkopf. Beides bin ich nicht. Ich lebe für mein Vergnügen; nur das kann ein Mensch wollen. Nebenher befördere ich auch das Glück anderer Geschöpfe, freilich ohne meine Absicht. Will man das Tugend nennen; meinethalben. Es ist aber nichts als eine kluge Einrichtung der Natur, daß der Mensch das Glück und Wohlseyn Anderer nebenher mit befördert, wenn er für sein eigenes arbeitet."

In diesen Grundsätzen erzog er auch seinen Sohn von der frühesten Jugend an. Er gab ihm alle die Vorzüge, welche die Gesellschaft fordert, bildete seinen Verstand, und lehrte ihn sogar entbehren; denn er selbst hatte doch einige Male die Erfahrung gemacht, daß er nicht alle seine Wünsche befriedigen konnte. „Mein Sohn," sagte er: „die Befriedigung unserer Wünsche giebt zwar Glück; zuweilen ist sie aber in ihren Folgen so gefährlich, daß der Mensch, da ihn die Natur nun einmal so beschränkt hat, auch entbehren lernen

muß, um glücklich zu seyn." — Diese Erziehung gelang. Der junge Rouelle wurde der Stolz seines Vaters, und hing mit großer Liebe an ihm.

Rouelle hatte nun zwanzig Jahre seit der Trennung von Susannen verlebt. Er war jetzt, in einem Alter von acht und vierzig Jahren, noch immer ein sehr liebenswürdiger Mann; sein Alter machte ihn sogar noch liebenswürdiger: es hatte einen heitern Ernst, eine schöne Mäßigung über sein Wesen verbreitet. Sein Leben war selten von Sorgen getrübt worden; eine berechnete Mäßigkeit hatte seine Gesundheit erhalten und gestärkt. Kurz, er fühlte sich höchst glücklich, zumal durch die allgemeine Achtung, deren er genoß.

Sein Sohn hatte schon einige jugendliche Unbesonnenheiten begangen, fing aber nun an, dem Wege seines Vaters zum Glücke zu folgen. Der Vater lebte mit ihm wie ein älterer Freund, der nur durch größere Erfahrung Ansehen hat. Er verlangte eben so wenig von dem Sohne gänzliches Vertrauen, als er es dem Sohne schenkte. Sie behandelten

einander, wie zwei Freunde, die langer Umgang mit einander verbunden hat. Der Sohn ehrte den Vater, als das Ideal der feinsten Klugheit; uud der Vater liebte den Sohn, als einen Zögling, der ihm Ehre machte.

Eines Tages ging der alte Rouelle durch eine Gasse in Paris, und ein Frauenzimmer, schön wie der junge Morgen, trat aus einem kleinen Hause hervor, um in die Kirche zu gehen. Die frische Gesichtsfarbe, die Unschuld in dem schönen Auge, und die edle, schlanke Gestalt machten den feinen Epikureer aufmerksam. Er folgte ihr in die Kirche, und von da wieder bis in die Nähe ihrer Wohnung. Hier gab er seinem Bedienten den Auftrag, sich nach dem Nahmen und den Verhältnissen des Frauenzimmers zu erkundigen, und ging, ganz voll von den Reitzen ihrer Schönheit, nach Hause.

Der Bediente, ein vieljähriger Vertrauter seines Herrn, brachte die ausführlichste Nachricht. „Das junge, schöne Frauenzimmer war die Gattin eines Mahlers, Nahmens Marton. Die Umstände dieser Familie schienen nicht

die besten zu seyn; denn sie lebte höchst sparsam und einfach. Mann und Frau waren beide nicht aus Paris gebürtig." Der Bediente sagte noch Einiges von der Liebe der jungen Eheleute, und von ihrer Einigkeit, was denn sein Herr mit einem: „Dummkopf!" erwiederte. — Die einzige Bekannte der jungen Frau war eine Modehändlerin in ihrer Nachbarschaft, welche ihrem Manne die erste Arbeit verschafft hatte, und für welche sie Stikkereien verfertigte.

Die Bekanntschaft mit der Modehändlerin hatte Rouelle bald gemacht; Madame Marton kam aber nur äußerst selten zu ihr. Endlich sah Rouelle sie einmal wieder, und seine Begierde wurde noch heftiger. Was ihm die Modehändlerin über die Familie Marton sagte, zeigte ihm die Schwierigkeit seiner Unternehmung. Ohne die Frau in seinen Plan sehen zu lassen, bediente er sich ihrer, dem Mahler Arbeit bei einem seiner Freunde zu verschaffen. Hier machte er die Bekanntschaft mit dem jungen Künstler selbst, unter einem fremden Nahmen. Die Arbeit war lang-

wierig; denn Marton hatte einen Saal zu mahlen. Rouelle kam alle Tage dahin, und sein stetes Gespräch war die Kunst. Er verschaffte Marton mehr Arbeit, und gewann sehr bald das ganze Vertrauen des jungen Künstlers. Seine Gespräche über Kunst und über den Geschmack der Pariser waren so belehrend, daß Marton sich freuete, eine so nützliche Bekanntschaft gemacht zu haben, und daß er bat, ihn zu besuchen. Rouelle that es; und nun erstaunte er weniger über die Schönheit des jungen Weibes, als über die reine Zärtlichkeit, über die hohe Unschuld der beiden Eheleute. Der junge Mann war eine Feuerseele, der seine Kunst mit Enthusiasmus, seine Frau mit flammendem Entzücken, und die Tugend mit erhabner, unbeschreiblicher Innigkeit liebte; die unschuldige Frau fühlte nichts als eine dankbare Liebe für ihren edlen Gatten.

Rouelle saß nun zwar an der Seite der reitzenden Frau; sie sah ihn sogar gern, und bezeigte ihm Wohlwollen: allein er wußte hier zum ersten Male nicht, wie er es anfangen sollte, seinen Wunsch zu befriedigen, da er

es auch nicht von fern wagen durfte, des Künstlers hohen Sinn für die reine Tugend zu beleidigen. Marton begriff nicht einmal, wie es möglich sey, anders zu fühlen und zu denken, als er.

Es fehlte den jungen Eheleuten gänzlich an Welt- und Menschenkenntniß, das sah Nouelle wohl; allein des Mannes Tugend und des Weibes Liebe ersetzten ihnen diesen Mangel hinlänglich. Sie waren nirgends fest zu halten.

Marton erzählte Nouelle'n eines Tages, wie er seine Frau bekommen habe. Sehen Sie, mein Lieber, sagte er, und umfaßte seine Frau mit froher Zärtlichkeit; ich hatte meinen Vater früh verloren, und war ein junger Mensch ohne Freunde, ohne Vermögen. Meine Mutter, eine vortreffliche Frau — hier hob er entzückt beide Hände auf — o! ihr habe ich mein Glück, alles, was mich ruhig macht, zu danken! — Sie lehrte mich, was alle Menschen lernen sollten: gerecht und unabhängig seyn, arbeiten und entbehren. Meine Kunst trieb ich, wie die Musik, zwar nur als Ne-

bensache; allein jetzt macht sie mich, bei meinen wenigen Bedürfnissen, unabhängig. Das war die Absicht meiner Mutter. Ich ging nach Lion, um dort in meiner Kunst noch weiter zu kommen. Dort sollte ich nur lernen, nicht arbeiten. Eine kleine Summe Geldes, die meine Mutter mir gab, reichte zu, mich einige Monate da zu erhalten. Eines Abends ging ich vor der Stadt längs dem Flusse hin, um eine schöne Gegend zu zeichnen. Ich warf mich nieder, und wählte zum Vordergrunde eine Gruppe Bäume, in deren Schatten ein alter Mann saß. — Hier faßte die Frau, mit Thränen in den Augen, Martons Hand. Er fuhr, nach einem zärtlichen Blicke, fort:

Der alte Mann schien mich nicht zu bemerken. Ich zeichnete ihn, wie er die Hand an die Stirn legte und in der traurigsten Stellung da saß. Als ich die Gestalt auf meinem Papiere sah, fragte ich mich selbst: aber was mag ihm fehlen? — Ist es möglich? rief eine Stimme in mir; kannst du einen Unglücklichen zeichnen, anstatt ihm zu helfen? Ich sprang auf, eilte zu ihm, und sagte: guter,

alter Vater, Ihr scheint nicht glücklich. Er schlug das nasse Auge auf mich, und schüttelte seufzend den Kopf. Ich faßte mitleidig seine Hand, und bat ihn, mir zu sagen, was ihm fehle. Ich habe eine Frau und eine Tochter, antwortete er mit brechender Stimme; und heute, hier . . . (er zeigte auf die prächtige Stadt) keinen Bissen Brot! — Guter Gott! rief ich, und gab ihm eine Kleinigkeit. Er nahm sie mit schamhaftem Erröthen, und stand sogleich auf, um nach Hause zu eilen.

Ich führte ihn, weil er matt war. Könnt Ihr nicht arbeiten? fragte ich unterweges. Er lächelte schmerzhaft. Ich bin alt, der Arbeit ungewohnt, und mein armes Weib ist seit einem Jahre krank. Meine Tochter arbeitet freilich, um uns — desto langsamer verhungern zu sehen. Ach, lieber Herr! (Er stand eine Weile still, und sah mich an). Heute nun wohl; aber morgen! über einen Monat! Die Thränen brachen gewaltsam aus seinen Augen hervor. Ich faßte in die Tasche, und gab ihm die Hälfte von dem, was ich hatte. Er nahm es mit inniger Dankbarkeit. Es ist

so wenig, Vater, sagte ich mit tiefem Mitleiden; aber ich selbst bin arm. Er sah mich an, und wollte mir einen Theil des Geldes zurückgeben; ich schlug es aber aus. Endlich kamen wir vor die Hütte, in der er wohnte. Hier nahm er meine Hand, und sagte: daß ich jetzt mit freudigem Zittern, und nicht mit der Verzweiflung des Todes, hier hinein gehe, ist Ihr Werk. Er zog, aufs neue heftig weinend, meine Hand an seine Brust. Ich riß mich los, und eilte die Gasse hinunter, weil ich fühlte, daß ich ihm, wenn ich bliebe, alles geben würde, was ich hatte. Ach, so engherzig konnte ich seyn! — Engherzig? wiederholte Rouelle lächelnd.

Das Bild des alten Mannes blieb fest in meiner Seele, ob ich gleich nichts mehr für ihn thun konnte. Nichts? nichts? dachte ich auf einmal: kannst du nicht für ihn arbeiten? und wenigstens für ihn entbehren? Ich lief noch diesen Abend zu einer Modehändlerin, der ich einige Muster zu Stickereien gezeichnet hatte, und that ihr den Vorschlag, Fächer mahlen zu lassen: ein Einfall, auf den ich

durch einen Fächer, den ich meiner Wirthin schenken wollte, gekommen war. Mein Vorschlag gefiel ihr, und ich fing noch denselben Abend an, Fächer zu mahlen, wozu ich mir Gegenstände aus den berühmtesten Romanen wählte. Diese Fächer waren etwas Neues, und fanden großen Absatz. Ich betrachtete das Geld, das ich für meine Arbeit bekam, als das Eigenthum des Greises. Nach einigen Tagen ging ich zu ihm, und fand ihn an dem Strohlager seiner kranken Frau. O Gott! rief er; das ist er! Die Kranke wendete das matte Auge mit einem Blicke der Dankbarkeit auf mich. Ich sagte: nein, guter Vater; ich bin nicht arm: denn ich kann ja arbeiten. Verzeiht mir! Mit diesen Worten gab ich ihm das Geld, das ich verdient hatte. Er weigerte sich, es anzunehmen, und ich wollte es nicht behalten. Ich sagte dem Greise, was ich gethan hatte, und noch ferner thun würde. Laßt mich! setzte ich hinzu; ich betrachte mich von jetzt an als euren Sohn! . . . Und, sagen Sie selbst, — so wendete sich Marton an Nouelle —: sollte nicht jeder Jüng-

ling einen unglücklichen Greis als seinen Vater ansehn? Es kostete Mühe, diese guten armen Menschen zu überreden, daß sie meine Hülfe annahmen; doch gelang es mir endlich.

Ich war sehr fleißig, und verdiente so viel, daß ich der Kranken und dem alten Manne mehr Bequemlichkeit verschaffen konnte. Als ich schon einen Monat mit ihnen bekannt war, sah ich endlich auch zum ersten Male ihre Tochter, hier meine theure Frau. — Er nahm sie zärtlich an seine Brust, und sie küßte ihm die Hand, als sähe sie ihn, den Wohlthäter ihrer Eltern, jetzt zum ersten Male.

Es war ein Mädchen von funfzehn Jahren, sehr wohl gebildet, und . . . — Die Frau unterbrach ihn erröthend: Und was mein Mann verschwiegen hat, und was wir erst hinterher erfuhren, — um uns wohlzuthun, entzog er sich jede Freude. Er darbte, damit wir Ueberfluß haben sollten. — Mit lauten Thränen der Dankbarkeit warf sich die Frau jetzt an das Herz ihres Mannes.

Sehen Sie, fuhr Marton lächelnd fort; da sah ich meine Luise zum ersten Male. Ich

liebte sie schon in diesem Augenblicke. Ach, mein Herr, sie war so schön und so gut, daß ich gar nicht zweifelte, sie müßte eine bessere Partie machen können, als mit mir; und darum schwieg ich. Die Mutter starb, und nicht lange nachher auch der Vater. Nun nahm ich Luisen zu mir, und behandelte sie als meine Schwester. Ich liebte sie unaussprechlich; aber ich schwieg. Was konnte ich ihr anbieten, als mein Herz! — Meine Leidenschaft verrieth sich aber dennoch. Luise gab mir ihre Hand, und ich wurde vollkommen glücklich. Ja, ich habe nur das Herz meiner Frau: denn alles Andere gehöret jedem Unglücklichen; aber diese Liebe ist auch ein unschätzbares Glück.

Hier stand Rouelle mit finstrer Stirn auf, drückte dem Mahler bewegt die Hand, und ging früher, als sonst gewöhnlich. Martens Erzählung war tief in sein Herz gedrungen. Die Liebe dieser Frau, dachte er, ist das einzige Glück des edlen jungen Mannes; und ich will ihn seines Glückes berauben! Er wagte es kaum noch, diesen Gedanken zu denken,

blieb sogar drei Tage von der Familie weg, und gab sich Mühe, das schöne Weib zu vergessen.

Aber, dachte er, als der Eindruck der Erzählung sich vermindert hatte; will ich ihn denn unglücklich machen? Kann er denn nicht glücklich bleiben, und ich es werden? Wie, wenn nun die kleine, schöne Frau Verstand genug hätte, das Vorurtheil der Treue aufzugeben, und dafür meinen Reichthum mit mir zu theilen? So gewönnen wir doch wahrhaftig alle Drei. Ich schone des Mannes Aberglauben; was kann er mehr verlangen!

Nouellen's Neigung zu der reitzenden Frau war durch den Umgang mit ihr die heftigste Leidenschaft geworden. Ohne schon einen Entschluß zu dem Verbrechen gefaßt zu haben, setzte er den Umgang mit der glücklichen Familie fort. Er überließ sich seiner Leidenschaft und den Zufällen, und war ganz stolz auf seinen Sieg über sich selbst. Aber doch blieb er gar nicht unthätig. Er suchte bei der jungen Frau Eitelkeit, Putzsucht rege zu machen, schenkte ihr auf eine sehr natürliche Weise

91

Kleinigkeiten, wodurch andre Kleinigkeiten nöthig wurden, suchte ihr Hang zu Vergnügungen beizubringen, machte Spazierfahrten mit der Familie, und führte sie bald in dieses, bald in jenes Theater. Die junge Frau fand großes Gefallen an diesen ihr ganz neuen Vergnügungen, und ihr Mann liebte sie zu sehr, um ihr nicht Alles, was ihr Freude machte, zu gönnen und zu geben. So fleißig er auch war, so reichte doch sein Erwerb nicht hin, das anzuschaffen, was seine Luise jetzt brauchte. Auf eine für ihn unmerkliche Weise, schaffte nun Rouelle das Fehlende an; und so erwarb er sich das erste Verdienst um die junge Frau, die seine Freigebigkeit sehr wohl bemerkte.

Je mehr Luise der Parisischen Vergnügungen genoß, desto fleißiger arbeitete Marton, und so konnte er sehr oft diese Vergnügungen nicht mit ihr theilen. Ohne alles Mißtrauen ließ er seinen Freund, den heitern Favrat, — so nannte sich Rouelle in dieser Familie — seine Frau begleiten. Dieser war nun oft ganze halbe Tage mit Madame Marton al-

LB Coburg

lein, und fing an, der unschuldigen Frau seine Grundsätze, freilich nur in einem sehr milden Lichte, zu zeigen, wodurch er sie wenigstens leichtsinnig machte. Schon hatte er ihr volles Vertrauen und ihre Freundschaft; ihr Herz aber gehörte ihrem Mann, und keine Bemühung des feinen Rouelle erregte darin auch nur die mindeste Unruhe.

Der Verführer ging mit der größten Behutsamkeit zu Werke. Er erlaubte sich nach und nach Scherze, Einfälle, und stieg damit so unmerklich, daß Luise glaubte, er wäre von je her so gewesen. Von Tage zu Tage machte er sie bekannter mit den Verbrechen der Welt, hütete sich aber wohl, sie ihr in abschreckenden Gestalten zu zeigen. Er selbst nahm sich erst kleine, dann größere Vertraulichkeiten bei Luisen heraus; und die erlaubte sie ihm, weil sie zu unschuldig war, und keine Ahnung von dem Verbrechen hatte, das sie begehen sollte. Die Arme kam mit unschuldiger Fröhlichkeit dem Abgrunde auf ihrem Wege immer näher.

Endlich schlug die unglückliche Stunde.

Rouelle war an einem schönen Morgen mit Luisen, deren Mann auf einem benachbarten Landsitze mahlte, in ein Lustgehölz bei Paris gefahren, wo sie eine Gesellschaft von jungen, heiteren Leuten antraf. Man lachte, man schwärmte den ganzen Tag; ein Vergnügen jagte das andere, und gegen Abend fing man an zu tanzen. Luise war vor Vergnügen außer sich. Zerstreuet durch die vielen Genüsse und durch tausend Bilder der Freude, die durch ihre Seele flatterten, bemerkte sie kaum, wie muthwillig Rouelle heute war. Sie tanzte mit ihm, und trank in dem vergessenden Rausche der Fröhlichkeit einige Gläser Champagner. Ihr Blut war erhitzt, ihr Kopf zerstreuet, ihre Phantasie entflammt. Trunken von Freude, vom Tanz und von Wein, wurde sie die leichte Beute des kühnen, unverschämten Wollüstlings Rouelle. Sie wußte kaum, wo sie sich befand, und noch weniger, mit welch einem Verbrechen sie sich befleckte. Als es vollendet war, sank sie in eine dumpfe Sinnenlosigkeit, aus der sie weder die Liebkosungen ihres Verführers, noch die feurige Qual ihres Innern

erwecken konnten. Ihr Gewissen rang noch mit dem Rausche der Sinnlichkeit; ein Sturm in ihrem Inneren ließ sie noch nicht zum Nachdenken kommen. Sie sagte weiter nichts, als daß sie nach Hause wollte. Dann stürzte sie ängstlich in den Wagen, und sah es kaum, daß Rouelle ihr folgte. Sie hing wie gefühllos in seinen Armen; eben so schwankte sie an seiner Hand die Treppe zu ihrer Wohnung hinauf, stürzte in ihr Schlafzimmer, warf sich heftig auf ihr Bett, und verhüllte ihr Gesicht in die Decke.

Rouelle wollte sie trösten. Sie sah ihm starr ins Gesicht, schauderte, als ob sie ihn erst jetzt erkennte, und rief ihre Magd mit lauter Stimme. Ich bin krank! sagte sie zu dieser, mit einem tiefen Seufzer. Die Magd warf einen forschenden Blick auf Rouellen. Ein Schrecken, sagte Rouelle zu der Magd; die Pferde vor dem Wagen wurden flüchtig. Es hat nichts zu bedeuten. Luise schwieg, und Rouelle verließ sie, in der frohen Hoffnung, daß sie nun ein sichres Opfer seiner Begierde bleiben würde.

Am folgenden Morgen ging er wieder zu Luisen, in dem sicheren Glauben, daß er sie ganz in seiner Gewalt hätte, und mit dem Entschlusse, entweder die Ueberreste des Aberglaubens von der Schändlichkeit ihrer Handlung aus ihrer Seele wegzuschaffen, oder sie doch durch Furcht vor ihrem Manne an dem Verbrechen fest zu halten. Er fand Luisen bleich, entstellt, und in einer schrecklichen Unruhe. Sie hörte ihn nicht an, und verhüllte sich in ihre Decke, so oft er nur eine Sylbe sagte. Als er einmal ihre Hand ergriff, fing sie an so laut zu schreien, daß die Magd herbei kam. Nouelle verlor indeß nicht den Muth, Luisen noch zu gewinnen; auch sie hatte nehmlich der Magd erzählt, der Wagen sey umgeworfen. Daraus, und aus der Höflichkeit, womit Luise ihn in Gegenwart der Magd behandelte, sah er, daß sie ihr Vergehen nicht entdecken wollte. Sie hatte sich freilich entschlossen, zu schweigen; aber zu gleicher Zeit war in ihrem Inneren ein furchtbarer Haß gegen Nouelle entstanden. Während der Nacht durchlief sie die ganze Zeit ihrer Bekanntschaft mit

ihm,

sein Benehmen gegen sie und gegen ihren Mann, und sie fand, daß der Bösewicht vom Anfang an den Plan gehabt hatte, sie zu verführen. Sie liebte ihren Marton unaussprechlich, hielt eine Untreue gegen ihn für das entsetzlichste Verbrechen, und wußte, daß er in diesem Punkte nicht anders dachte; und nun hatte sie ihn verrathen — ihn, den Wohlthäter ihrer Eltern, ihren Retter, den edeln, treuen Mann, der sich für ihr Vergnügen jede Freude versagte. Diese schreckliche Vorstellung fiel mit großer Gewalt auf ihr Herz, und versetzte sie in einen schwarzen, unabläßigen, zerstörenden Gram, bei dem sie keine Aussöhnung mit ihrem Manne hoffte, und der sie einer stillen, verschlossenen Verzweiflung als Beute hin gab. Haß und Liebe, Reue und Hoffnungslosigkeit, Gram und Verzweiflung, nagten mit unaufhörlicher Thätigkeit, mit unbeschreiblicher Gewalt an ihrem Leben. Sie fühlte sich ihres Mannes unwerth, und wollte ihm doch ihre Schande verschweigen; so konnte nur der Tod sie retten.

Sie nahm keine Arzeneien; vielmehr that

sie vorsetzlich das Gegentheil von dem, was der Arzt verordnete. Rouelle ging ab und zu; sein Anblick erregte aber bei ihr immer den heftigsten Abscheu. In jedem ihrer Blikke, der auf ihn fiel, war ein tödtlicher Haß unverkennbar. Die Gegenwart der Krankenwärterin hinderte ihn, ihr Vorstellungen zu machen; und als er endlich, da er einmal mit ihr allein war, ihre Hand nahm, und anfing zu reden: wurde ihr Zorn so heftig, daß sie ein Messer ergriff, und es ihm in die Brust zu stoßen versuchte. Er sprang erschrokken zurück, und nun stieg zum ersten Male die Besorgniß bei ihm auf, daß ihm hier die Früchte seines Sieges entgehen könnten. Was soll ich thun, Madame, Sie zu beruhigen? fragte er verlegen. — „Paris verlassen!" antwortete sie heftig. Dann faltete sie die Hände, und wiederholte noch einmal flehend: „Paris verlassen!" Er stand unentschlossen und finster da. Die Wärterin kam wieder. Jetzt griff er nach seinem Hut, und sagte Luisen: Geschäfte nöthigten ihn, eine Reise zu machen. Er bäte sie, ihn ihrem Manne zu empfehlen.

Ihr Auge blitzte von Grimm bei diesem theuren Nahmen; indeß schwieg sie. Er ging, und behielt noch immer die Hoffnung, daß Luisens Unruhe sich endigen müßte. Mit völliger Zuversicht glaubte er, sie würde ihrem Manne nichts entdecken; und, dachte er, wenn sie nur erst wieder ruhig ist, so habe ich sie auch in meiner Gewalt. Er gab einem Bedienten den Auftrag, sich von Zeit zu Zeit ganz heimlich nach dem Zustande der Familie zu erkundigen.

Einige Tage nachher kam Marton wieder in die Stadt. Vor diesem schrecklichen Augenblicke bebte Luise schon lange, und auf ihn bereitete sie sich mit einer Anstrengung vor, als ob er über ihr Leben entscheiden sollte. — So wie Marton in das Zimmer trat, und seine Gattin erblickte, sank er mit dem lauten Geschrei des Schreckens auf ihr Bett, nahm sie in seine Arme, benetzte sie mit Thränen, und gab ihr die zärtlichsten Beweise seiner innigen Liebe. Dieser Auftritt war allzu stark für Luisen; sie sank, von Marton umfaßt, mit einem Schrei der Verzweiflung in Ohnmacht.

Der Arzt wurde gerufen, und Luise kam wieder zu sich. Marton erfuhr aus dem Munde der Wärterin nur, daß seine Frau im Wagen umgeworfen sey, und daß daher ihre Krankheit rühre. Luise schien dies durch ihr Schweigen zu bestätigen. Der Arzt gab Hoffnung; er glaubte wirklich, Luisens Krankheit sey die Folge eines Schreckens. Marton wurde ruhiger, weil auch Luise selbst ihm sagte, daß sie sich besser befinde. Er brachte einige Stunden am Krankenbette zu, küßte seiner Luise die Hände, und liebkoste ihr auf das zärtlichste, wobei Reue und Schmerz sie beinahe tödteten. Endlich fragte er auch nach Favrat. Luise wurde bleich. Die Wärterin gab zur Antwort: er habe vorgestern Abschied genommen, und sey verreist. Marton bedauerte das, und erkundigte sich, ob er Luisen auch recht oft besucht habe. Jedes Wort, das er zum Lobe des Verräthers sagte, drang schmerzhaft in Luisens Seele. Sie erklärte nun, daß sie den Arzt nicht länger brauche; und dieser gestand selbst, daß nur Ruhe die Kranke wieder herstellen könne. Martons Ruhe nahm mit jedem

Tage zu, da Luise versicherte, daß sie sich besser fühle. Weil er immer gegenwärtig war, so bemerkte er nicht, daß sie immer bleicher, immer hagerer wurde. Die Zärtlichkeit, die Liebkosungen ihres Mannes, waren jetzt ihr drückendstes Elend; sie vergrößerten ihren geheimen Gram und ihre Verzweiflung. Ihr unaufhörliches Bestreben heiter zu scheinen — denn ihr Mann verließ sie nur höchst selten — zerstörte vollends jeden Keim des Lebens in ihrem Körper, und sie näherte sich unmerklich dem Tode.

Marton bat seine Mutter dringend, nach Paris zu kommen. Er sah ein, daß er nothwendig seine Frau zuweilen verlassen müsse, um zu arbeiten; und so brauchte Luise die Gesellschaft seiner Mutter. Diese bemerkte, sobald sie kam, Luisens Gefahr: sie schwieg aber gegen ihren Sohn, auf das dringende Bitten der Kranken; und so hatte Marton noch immer die Hoffnung, seine geliebte Luise bald wieder hergestellt zu sehen. In dieser Zeit begegnete er eines Tages Rouellen auf der Straße. Lieber Favrat! rief er, und eilte in

die Arme des bestürzten Rouelle; sind Sie endlich wieder zurück? Rouelle sah an der Natürlichkeit dieser Freundschaftsbezeugungen, daß Marton noch nichts von seinem Verbrechen wußte. Er erkundigte sich nach Luisen; und Marton antwortete ihm: sie kränkelt noch immer ein wenig; doch giebt es sich etwas. Ich hoffe, sie wird bald gänzlich wieder hergestellt seyn. O, meine Luise wird sich freuen, Sie wiederzusehen.

Rouelle hatte schon durch seinen Bedienten die Nachricht, daß es sich mit Luisen bessere; denn Martons Mutter und die Kranke selbst verbreiteten das absichtlich in dem Hause, worin sie wohnten. Noch immer fühlte Rouelle die heftigste Leidenschaft für das schöne Weib. „Meine Luise wird sich freuen, Sie wiederzusehen," hatte Marton gesagt; wie konnte Rouelle nun zweifeln! Er versprach, Marton übermorgen zu besuchen. Bis dahin sollte Luise Zeit haben, sich an die Vorstellung eines Besuches von ihm zu gewöhnen. Er war seiner Sache höchst gewiß: Luise hatte ihr Vergehen nicht gestanden, und ihre Unruhe

darüber war vorbei. Wenn er wieder in ihre Gesellschaft kam, so mußte sie ja begreifen, daß er ihr wichtiges Geheimniß in seiner Gewalt hatte. Sie mußte sich ergeben; und wie leicht war es ihm dann nicht, sie zu überzeugen, daß es ein wenig thöricht von ihr gewesen wäre, sich über ihre Untreue zu beunruhigen.

Das dachte Rouelle triumphirend; aber — bald sollte er seiner Strafe entgegen eilen. Marton ging, so wie er zu Hause kam, an Luisens Bett, und sagte ihr fröhlich: übermorgen besucht dich dein lieber Favart! Diese schreckliche Nachricht kam Luisen zu schnell; sie sank mit einem Schrei hinten über, auf ihr Küssen, und rief in einem schrecklichen Tone: übermorgen? Sie war außer sich; alle ihre Pulse flogen, ihre Farbe wechselte. Marton glaubte, sie hätte einen neuen Anfall ihrer Krankheit. Er suchte sie zu beruhigen, und es schien ihm zu gelingen; innerlich aber arbeitete jede Leidenschaft bei ihr fort. Sie wollte den Bösewicht durchaus nicht sehen, und sann doch vergebens auf ein Mittel, seinem

verhaßten, schrecklichen Besuche auszuweichen. Nicht lange, so sank sie zurück, als ob sie schlafen wollte; ihre Absicht war aber nur, darüber nachzudenken, wie sie dem fürchterlichen Favart ausweichen könnte.

Sie fand kein Mittel, so sehr sie sich auch anstrengte; und ihre Angst nahm zu. Der Gedanke, daß sie ihren betrogenen Mann in den Armen seines ärgsten Feindes sehen sollte, quälte sie, und so wurde sie noch einmal von den heftigen Schmerzen ergriffen, die bei der Annäherung ihres Todes ein wenig milder geworden waren.

Diese verschiedenen Vorstellungen, welche ihre ganze Seele beschäftigten, ließen sie ihre Schwäche nicht fühlen. Ihr Mann hatte sich gegen den Kamin gesetzt, um sie nicht zu stören; er trocknete sich die Augen, und war über den neuen Anfall ihrer Krankheit in der ängstlichsten Unruhe. Endlich stand er auf. Luise stellte sich, als ob sie schliefe, lauschte aber unbemerkt nach ihm. Er näherte sich ihrem Bette, und betrachtete sie in trostlosem Schmerze. Auf einmal knieete er an dem Bette nie-

der, und betete leise für das Leben seiner treuen, tugendhaften Gattin. Jetzt fühlte sie zum ersten Male, daß sie ihrem Manne ihr Vergehen hätte entdecken sollen, und diese neue Vorstellung ergriff sie mit großer Heftigkeit.

Marton setzte sich endlich wieder an den Kamin. Luise vergaß ihre große Schwäche, und faßte den Entschluß, sich ihm zu Füßen werfen. Sie richtete sich auf, stieg leise aus dem Bette, wollte sich ihm nähern, war aber zu matt sich halten zu können, schwankte, und fiel mit der Brust auf die Ecke eines Stuhles. Marton trug sie in großem Schrecken wieder auf ihr Bett. Sie warf viel Blut aus, und hatte nicht Kräfte genug, zu sprechen. Der Arzt, der sogleich gerufen wurde, kündigte dem unglücklichen Marton ihren nahen Tod an. Durch einen Schrei des Jammers, den Marton bei dieser Nachricht ausstieß, erfuhr auch Luise ihr Todesurtheil. Sie sammelte ihre Kräfte, bat alle Menschen, nur ihren Mann nicht, sich aus dem Zimmer zu entfernen, und gestand ihm jetzt mit matter Stimme Nouellens Verbrechen und ihren Fehltritt.

Marton nahm bebend die Sterbende in seine Arme, versicherte ihr, daß sie unschuldig wäre, verzieh ihr, und klagte sich selbst an, daß er ihre arglose Unschuld in die Hände eines solchen Bösewichtes gegeben hätte. Er war jetzt noch zärtlicher gegen sie, als je, und gab dadurch ihren letzten Stunden eine lange entbehrte Ruhe und Heiterkeit. Sie lebte noch einen Tag in den Armen ihres versöhnten Mannes glücklich.

Am Morgen des dritten Tages starb sie heiter und ruhig. Marton versank in den tiefsten Schmerz, und saß, ohne Farbe, ohne Bewegung, ohne Thränen, neben dem Leichnam. Er hatte Alles, selbst den Mörder seiner Luise, vergessen, hörte nicht, was seine Mutter ihm sagte, und heftete seine starren Blicke nur auf das bleiche Gesicht der Todten. Die Mutter mußte ihn endlich allein lassen, um Anstalten zu dem Begräbnisse zu treffen.

Jetzt öffnete sich die Thür, und Nouelle trat herein. Marton sprang auf, so wie er ihn erblickte, faßte ihn an der Brust, schrie fürchterlich: Mörder! verdammter Mörder!

und riß den blassen, zitternden Verführer nä- her zu dem Leichnam seiner Luise. Rouelle schrie vor Entsetzen bei diesem Anblicke, und nun stürzte Martons Mutter in das Zimmer. Kaum hatte sie einen Blick auf Rouellen geworfen, so rief sie ihrem Sohne zu: Unglücklicher! Sie umfaßte seine Hände, die Rouellen fest hielten, und rief noch einmal: Unglücklicher! es ist dein Vater! — Rouelle erkannte seine Gattin, sah den Leichnam der von ihm ermordeten Tochter, bebte, schwankte, und fiel zu Boden.

Marton stand bleich und starr vor ihm da, und sein Haar sträubte sich empor. Endlich sagte er mit blassen Lippen, langsam und fragend, das Wort: „Vater!" Er sah seine Mutter mit starren Augen an. Die Unglückliche wußte nicht, daß ihr Sohn ihren Mann schon lange kannte, und eben so wenig, daß dieser Luisens Mörder war. Sie stand unentschlossen da; endlich umfaßte sie ihren Sohn, und wiederholte: ja, es ist dein Vater! — Mein Vater? fragte der Sohn mit dumpfer Stimme und zusammenschaudernd. Der da?

fragte er noch einmal, und zeigte auf Rouellen, welcher das bleiche Gesicht mit den Händen bedeckte. — Ja, er ist dein Vater! Aber sag mir . . . — Mein Vater? wiederholte Marton zitternd. Heiliger Gott! sagte er dann leise, mit dem Tone der tiefsten Wehmuth, und schwankte aus dem Zimmer.

Die Mutter merkte, daß hier etwas Schreckliches vorgegangen seyn mußte. Sie wendete sich ängstlich an Rouellen, faßte seine Hand, und sagte in dem bittenden Tone der Besorgniß vor einem noch größeren Unglück: „ich beschwöre Sie, mein Herr . . .“ — Rouelle sah auf, zeigte mit bebender Hand auf den Leichnam, und sagte zitternd: „ich bin der Mörder!“ Hier hörte die Mutter, daß ihr Sohn aufschrie. Sie eilte hinaus, und Rouelle blieb bei dem Leichnam allein. Er wurde von einem unnennbaren Entsetzen ergriffen; es war ihm, als richtete sich der todte Körper auf, als bräche die Decke des Zimmers über ihm, als stürzte die Erde unter ihm in Trümmer. Er schwankte durch die Finsterniß, die um ihn her zu seyn schien. „Erbarmt euch!“

rief er, und so stürzte er die Treppe hinunter in das Haus. Hier sank er nieder. Man trug ihn in den Miethswagen, der ihn gebracht hatte, und ihn jetzt wieder nach seiner Wohnung fuhr. Er war gänzlich ohne Bewußtseyn, und der Bediente, der ihm folgte, schleppte ihn wie einem Todten in sein Zimmer.

Einen Monat lang hielt ihn ein heftiges Fieber im Bette. Er bekam endlich seine Gesundheit wieder, obgleich nicht seine Heiterkeit. So wie es der Arzt nur erlaubte, fuhr er sogleich nach der Wohnung seines unglücklichen Sohnes. Ihn wollte er nicht sprechen, sondern nur seine Gattin, um ihr einen Theil seines Vermögens anzubieten; er fühlte zu sehr, daß ihn der Name „Vater" nicht gegen die Rache, die der beleidigte Mensch an ihm nehmen könnte, schützen würde.

Mutter und Sohn hatten, den Tag nach Luisens Begräbniß, ihre Wohnung verlassen, und Niemand wußte, wohin sie gegangen waren. Rouelle forschte, so viel er nur konnte, nach ihrem Aufenthalte; sie blieben aber verschwunden.

Die ersten Monate ging Rouelle wie in einem schrecklichen Traum umher, und war für jeden Genuß wie todt. Der Gedanke, daß er durch Wollust seinen Sohn unglücklich gemacht, und seine Tochter ermordet hatte, wurde bei jedem Vergnügen, das er genießen wollte, erst recht lebendig. Er trug die Rache für sein Verbrechen mit sich in seinem eigenen Herzen umher. Indeß war er doch nicht völlig gewiß, ob er wirklich allein an Luisens Tode Schuld sey; daß der Gram über ihre unfreiwillige Untreue sie getödtet habe, schien ihm höchst unwahrscheinlich. In dieser Vorstellung, die er mit allem Eifer verfolgte, fand sein Verstand Entschuldigungsgründe; doch nicht sein unruhiges Herz. Eine unerklärbare Angst hatte sich seiner so gänzlich bemeistert, daß er auf keine Weise Herr darüber werden konnte. Er nahm tausendmal seine Zuflucht zu seinem Systeme, um die Ruhe wieder zu finden, deren er entbehrte. „Hm!" dachte er; „ist denn nicht Eigennuz die Triebfeder der menschlichen Handlungen? Ich wollte nichts, als mein Vergnügen; ist es meine Schuld,

daß ein seltsames Vorurtheil für fleckenlose Treue der Frau das Leben kostete? Ja, wußte ich denn, daß er mein Sohn war? Und wenn ich es nun auch gewußt hätte . . ." — Diesen Gedanken konnte er nicht fortdenken; es war, als ob sich in seinem Inneren etwas dagegen setzte.

So philosophirte er tausendmal; doch die Unruhe seiner Seele konnte er dadurch nicht vertreiben. Er fand keinen Trost in seinem System; es vergrößerte vielmehr seine Unruhe noch. Und wenn er sich dieser Unruhe überließ; ja, wenn er seine Handlung zuweilen als ein Verbrechen betrachtete: so erleichterte ihn das mehr, als die Versuche, seine Handlung durch sein System zu entschuldigen. Hier entstanden in seiner Seele die ersten Zweifel gegen seine eigenen Grundsätze. Er suchte sein System mit allem Eifer zu vertheidigen, und gab sich große Mühe, es fest zu halten; aber sein Herz, sein Gefühl widersprach ihm. Eine innere Stimme nannte seine Handlung, die er nur unglücklich nennen wollte, unrecht, niedrig.

So kämpfte Rouelle Jahre lang, bald gegen sich selbst, bald gegen sein System. Seine Heiterkeit war dahin; das Bild seines unglücklichen Sohnes stand immer vor seiner Seele. Er fühlte in der Achtung, die er dem Andenken an dessen Tugenden nicht versagen konnte, und in dem Wunsche, ihn nicht so schmerzlich beleidigt zu haben, daß die Tugend mehr als ein bloßes Wort ist; ja, wenn er einen Blick auf das Leben seines jüngeren Sohnes warf, so fühlte er, daß er selbst von Andern Tugenden verlange, und, in seiner Unruhe über die Begebenheit mit Luisen ahnete er, daß der Mensch auch von sich Tugend fordern müsse.

Rouelle'ns jüngerer Sohn befolgte gänzlich das System seines Vaters, und lebte nur seinem Vergnügen. Er besaß die Achtung der Welt, genoß mit Mäßigung, mit Anstand, und ging mit seinem Vater auf dem freundschaftlichsten Fuße um, doch ohne ihn gerade zu seinem Vertrauten zu machen. Der Sohn befand sich ehemals gern in des Vaters Gesellschaft, weil dessen Unterredungen ihn im-

mer

mer angenehm unterhielten, und oft sogar auch belehrten. Seit der unglücklichen Begebenheit mit Luisen aber war Nouelle finster geworden, und in dem Kampfe mit seinem Systeme machte er zuweilen sehr ernsthafte Bemerkungen über seinen Sohn, den er liebte. Er wurde über dessen Umgang ängstlich, forschte seinen Gängen nach, und fing an, was er sonst nie gethan hatte, ihn zu tadeln und zu warnen. Jetzt war er nicht mehr mit allem, was sein Sohn that, so zufrieden, wie ehemals, und verminderte sogar seine Freigebigkeit gegen ihn, weil er einsah, daß die Hälfte seines Vermögens seinem älteren Sohne gehöre.

Der Jüngling, der seinen Vater so verändert sah, war jetzt weniger gern in dessen Gesellschaft. Je ernster der Vater wurde, desto kälter betrug sich der Sohn gegen ihn, und desto seltener sahen sie einander. Der Vater machte dem Sohne Vorwürfe, und dieser wußte sich nicht sonderlich zu entschuldigen. Es kam zu unangenehmen Scenen, die indeß fürs erste in den Gränzen des Anstandes blieben.

Der Sohn verbarg nun seine Gänge und seine Plane; der aufmerksamer und besorgter gewordene Vater entdeckte sie aber, und es kam zu bedeutendern Zwistigkeiten. Der Vater forderte im Zorn Rechenschaft, und der Sohn gab sie ihm auf eine Weise, die ihn zum Zittern brachte.

„Ich lebe für mein Vergnügen," sagte der junge Nouelle kalt; „und ich weiß nicht, mein Vater, wie Sie dazu kommen, mir das jetzt zu einem Verbrechen zu machen, was ich von Ihnen selbst gelernt habe. Daß Sie jetzt ernster, mürrischer werden, ist doch wahrhaftig nicht meine Schuld. Ich gebe zu, daß ich seit einiger Zeit Ihre Gesellschaft nicht mehr suche; aber die Ursache davon kann Ihnen, da sie so hell zu sehen und so billig zu urtheilen gewohnt sind, kein Räthsel seyn. Ich verlange nicht von Ihnen, daß sie um meinetwillen den Ton ändern sollen, der Ihnen jetzt natürlich und angenehm ist; allein ich wüßte nicht, warum ich meinen Ton, der für mich paßt, ändern sollte. Wie oft haben Sie mir gesagt, mein Vater, daß die Menschen einan-

der oft nur darum das Leben so sauer machen, weil sie es nicht verstehen, mit Anstand eine Verbindung aufzugeben, die nicht länger natürlich ist! Mich dünkt, wir Beide sind in diesem Falle.

„Wie! Diese Kälte, diese erstarrende Kälte! Daß du mein Sohn bist, fällt dir also gar nicht ein?"

Ich mußte einen Vater haben, wenn ich existiren sollte: das ist alles. Wie oft haben Sie selbst gesagt, daß solche zufällige Verbindungen den Menschen keine Rechte zu Forderungen geben, und daß Vergnügen unsre Bestimmung ist! —

Der Vater seufzte, und brach die Unterredung ab. Er gab sich Mühe, mit seinem Sohne wieder in den vorigen Ton zu kommen; doch das war nicht möglich, da der Sohn sich immer mehr von ihm entfernte. Rouelle bedurfte jetzt der Liebe seines jüngern Sohnes um so mehr, da ihn der Gedanke beunruhigte, daß er den älteren so unglücklich gemacht hatte; gerade durch sein System aber sah er sich der Liebe beraubt, die er sich wünschte. Er

ließ den Sohn thun, was er wollte. Um ihn indeß seine Abhängigkeit fühlen zu lassen, schränkte er ihn in Betreff des Geldes ein, bewirkte aber dadurch sonst nichts, als noch mehr Kälte, die endlich, als der Vater seinen Zorn nicht mehr verhehlte, in völligen Widerwillen überging.

Dankbarkeit, Liebe und Treue — die Tugenden, welche sein Sohn nicht hatte — wurden jetzt in den Augen des verlassenen Vaters sehr viel. „Ach!" sagte er oft; „hätte ich meinen bessern, edleren Sohn nicht beleidigt, und fände ich ihn wieder: wie glücklich würde seine Tugend mich machen!" Jetzt sah er ein, daß wenigstens für das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern die Tugend unentbehrlich ist.

Die hier erzählten Auftritte fielen in das erste Jahr der Französischen Revolution. Nouelle und sein Sohn waren, wie natürlich, eifrige Anhänger des Hofes. Der Vater wurde sogar in wichtigen Geschäften gebraucht, wozu sein feiner Kopf und seine Besonnenheit ihn sehr tauglich machten. Der Sohn küm-

merte sich wenig darum, welche Parthei die Oberhand behalten würde; er lebte seinem Vergnügen, und that nur Wünsche für das Wohl der Royalisten. Er verließ diese, als er ihre Plane scheitern sah, mit der größten Gleichgültigkeit, und spielte nun die Rolle eines Republikaners so natürlich, daß niemand an seinem Bürgersinne zweifelte, so sehr auch sein Vater, wegen seiner ehemaligen Geschäfte für den Hof, im Verdachte des Royalismus stand.

Unter der Schreckensregierung wurde einer von Rouelle'ns Geschäftsträgern in Verhaft genommen. Er sagte im Verhöre gegen diesen aus, und bewies seine Angaben durch schriftliche Documente. Rouelle erhielt noch früh genug Nachricht davon. Er verbarg sich bei einem Bekannten, ließ am Abend seinen Sohn zu sich rufen, und sagte zitternd: „ich bin verrathen; man sucht mich überall. Bringe an Geld und Kostbarkeiten zusammen, so viel du kannst; wir müssen Frankreich verlassen."

Der junge Rouelle sah seinen Vater verlegen an. Ich bedaure Ihr Unglück, mein Va-

ter, sagte er stockend; allein die Maßregel, die Sie ergreifen wollen, scheint mir nicht gehörig überlegt. Sie sind in Verdacht; nicht ich. Nun wohl, so gehen Sie über die Gränze. Wenn ich bleibe, so kann ich Ihnen vielleicht nützlicher seyn, als wenn ich Ihr Unglück mit Ihnen theile. Ueberlegen Sie...—

„Meinst du, man werde dich in Ruhe lassen, wenn man deinen Vater verfolgt?"

Die Bösewichter! rief der Sohn. Doch auch das ist zu machen. Ich habe einen Freund im Wohlfahrtsausschusse. Wenn ich Sie selbst anklage: wer kann dann meinen Patriotismus in Zweifel ziehen?

„Du mich anklagen? Du?"

Warum nicht? Unser Vermögen wird dadurch gerettet. Stoßen Sie Sich nicht an eine Kleinigkeit, an ein bloßes Vorurtheil.

„Vorurtheil? Der Sohn könnte seinen Vater anklagen?" — Er schüttelte den Kopf; indeß, es war nun einmal nicht anders: er mußte nachgeben, da der junge Nouelle diesen Schritt für das Beste hielt. Beide nahmen

Abschied von einander, und der Sohn eilte in den Wohlfahrtsausschuß.

Nouelle hielt sich bei einem Freunde auf. Das war aber für diesen beinahe eben so gefährlich, als für ihn selbst ein jeder Versuch, aus Paris zu entkommen. Nach einigen Tagen ging Nouelle Abends in Bauerkleidung nach seinem Hause, und sagte zu seinem Sohne, den er allein antraf: „hier bin ich wieder. Mein Freund konnte mich nicht länger in seinem Hause behalten. Jetzt habe ich keinen Ort mehr, wo ich mich verbergen könnte. Hier will ich bleiben und mein Schicksal erwarten."

Der Sohn runzelte die Stirn. Hier? Sie bedenken nicht, mein Vater ...!

„Ich weiß sehr wohl, daß es hier gefährlich ist; aber ... Nenne mir einen andern Ort, wo ich sicher bin; und ich will dahin gehen."

Der Sohn wußte keinen. Aber hier, ... hob er wieder an .... Wissen Sie, daß jedem, der Sie verbirgt, der Tod gedrohet ist? Wissen Sie das, mein Vater?

„Eben deshalb wird und kann mich Niemand aufnehmen."

Aber, verlangen Sie denn, daß ich mein Leben in so augenscheinliche Gefahr setzen soll? Warum denn ich? In der That, mein Vater, Sie fordern sehr viel! Ja, wenn ich Sie retten könnte! Aber die Haussuchungen dauern jetzt unaufhörlich fort. Gewiß, hier sind Sie am wenigsten sicher.

„Ja!" rief der Vater auf einmal, von dieser Kälte seines Sohnes erschüttert: „das seh' ich, Bösewicht! Hier bin ich am wenigsten sicher. Hätte der Tyrann einen Preis auf mein Leben gesetzt, du würdest ... — O Gott!" sagte er jetzt in einem mildern Tone, und rang die Hände: — „was klag' ich! Muß er nicht so denken? Lehrte ich es ihn nicht?"

In dem Augenblicke wurde an der Hausthür geklingelt. Ein Bedienter meldete, daß ein Nationalgarde an der Thür wäre, und nach dem Bürger Rouelle fragte. Vater und Sohn bebten. O, fort! fort! rief der Sohn; geschwind! um Gottes willen! Sie werden

mich unglücklich machen! Fort! Zögern Sie nicht einen Augenblick länger! Leben Sie wohl.

Der Vater sah den Sohn mit einem gräßlich starren Blicke an. Ohne ein Wort zu sagen, verließ er das Zimmer, und stürzte die Treppe hinunter, um sich dem Nationalgarden zu überliefern. Die kalte Selbstsucht des Sohnes hatte sein ganzes Wesen beinahe vernichtet. — Der Nationalgarde warf einen forschenden Blick auf Rouelle'n, und sagte bewegt: ja, er ist es! . . . Kommen Sie, mein Herr! Ihr Leben ist in Gefahr. Ich will Sie retten. — Rouelle hörte nicht, was der Garde sagte, und wiederholte von Zeit zu Zeit mit inniger Betrübniß: „das war mein Sohn! — ich war sein Vater!" —

In einer Vorstadt öffnete der Garde die Thür einer kleinen Hütte, und sagte mit bewegter Stimme: hier hinein, unglücklicher Mann! — Jetzt erst merkte Rouelle wieder auf die äußeren Gegenstände. „Wohin führst du mich, mein Freund?" fragte er; „wer bist du?" Ohne zu antworten, zog ihn der Mann

in die Hütte, und führte ihn eine kleine Treppe hinauf, zu einem verborgenen Verschlage, dessen Eingang Stroh verdeckte. Durch eine Oeffnung im Dache fiel nur eben Licht genug herein, daß Rouelle ein Lager sehen konnte, welches für ihn bestimmt war. Wollen Sie sich niederlegen? fragte der Garde leise. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Morgen, mein Herr! Hier sind Sie sicher. — Er verließ den Verschlag, bedeckte die Thür wieder mit Stroh, und ging dann leise hinunter.

Rouelle warf sich auf sein Lager, und überließ sich den quälendsten Betrachtungen über die Undankbarkeit seines Sohnes; denn, leider, konnte er sich nicht leugnen, daß er selbst durch seine Erziehung an diesem unkindlichen Betragen Schuld war. Ein starkes Klopfen an der Hausthür, und eine Menge lauter Stimmen unterbrachen endlich diese Betrachtungen. Man durchsuchte das Haus, und kam, zu Rouelle'ns Schrecken, sogar auf den Boden. — Wie ich euch sage, hob eine Stimme an; hier ist nichts Verdächtiges. Wollte

Gott, daß alle Pariser so gute Republikaner wären, als der Bürger Marton!

Rouelle hatte sich aufgerichtet, um zu horchen. Der Name Marton traf sein Ohr, gleich einem schrecklichen Donner. „O rächender Gott!" seufzte er, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Nun wurde es im Hause und auf der Straße wieder still, doch nicht in Rouelle'ns Herzen, über welches die Nacht hindurch der schreckliche Engel der Rache das flammende Schwert gezückt hielt. Sein System war ihm jetzt nichts mehr als eine gräßliche Lüge; die beleidigte Tugend stand in der Gestalt der ermordeten Luise, und dann wieder in der Gestalt seiner verstoßenen Gattin vor ihm. Eben der Sohn, den er unglücklich gemacht hatte, war sein Retter; und den sollte er morgen sehen! Er bebte bei dieser Vorstellung, die ihm noch fürchterlicher war, als der Tod, der ihn verfolgte.

Mit dem ersten Strahle des Morgens suchte er die Thür des Bodens zu öffnen, und es gelang ihm. Leise stieg er die Treppe hinunter, um das Haus zu verlassen, wo ihm

der furchtbare Anblick seines Sohnes drohete. Seine Bemühungen auch die Hausthür zu öffnen, gingen nicht ohne Geräusch ab. Er hörte Jemanden die Treppe herunter kommen. In großer Angst riß er die Thür auf; doch in demselben Augenblicke fühlte er sich gehalten. Marton umfaßte den Schwankenden, und fragte: wohin wollen Sie, unglücklicher Mann? — Nouelle erkannte seines Sohnes Stimme, und sank ohnmächtig in dessen Arme. Als er nach einer Stunde wieder zu sich kam, lag er auf einem Bette; sein Sohn und seine Gattin hatten seine Hände gefaßt, und drückten sie zärtlich, als er erwachte.

„O, mein Vater!" das waren die ersten Worte, die Nouelle hörte. Er blickte furchtsam auf, und sah Thränen in den Augen seines Sohnes. Diese Thränen brachen sein Herz, und milderten seine Verzweiflung. Er schluchzte laut. O mein Vater! wiederholte Marton schluchzend, und drückte seine Lippen auf Nouelle'ns Hand.

Noch konnte der Unglückliche nicht sprechen; er suchte sein Gesicht zu verbergen. Ich

bitte dich, geh, mein Sohn! sagte die weinende Mutter; du bist zu bewegt. — Marton entfernte sich. Herr von Rouelle, hob die Mutter nun an. „Ich Unglücklicher!" unterbrach er sie; „hat er mir vergeben? Darf ich ihn Sohn nennen?" Es gelang seiner Gattin, ihn zu beruhigen. Marton kam wieder, und sank an die Brust seines Vaters. Jetzt wirkten die mildere Reue und die Tugend mit sanfter Gewalt auf Rouelle'ns Herz; er wünschte, für seinen Sohn sterben zu können. Beider Thränen vermischten sich, und des Vaters Verbrechen war vergessen.

Welche Augenblicke, als seine Gattin ihm erzählte, wie unglücklich ihr Sohn durch den Tod seiner Luise geworden sey; wie er gekämpft habe, seinen Vater nicht zu hassen; und wie er mitten in dem Schmerze doch immer gesucht, ihn zu entschuldigen! Er ist ja Ihr Sohn, Rouelle, fuhr die Mutter fort; wie konnte er Sie hassen! . . . Wir lebten hier in Paris von dem Ueberreste meines Vermögens, und von der Arbeit unserer Hände, ärmlich, bescheiden. — „Ach," rief Rouelle;

„die Grausamen! Warum wendetet Ihr euch nicht an mich? Zweifeltet Ihr, daß ich ... Ach, ich Unglücklicher! mußtet Ihr nicht an mir verzweifeln?"

Nein, wir zweifelten nicht an Ihrer Hülfe; wir wußten, daß die schreckliche Begebenheit Sie und Ihre Grundsätze erschüttert hatte: aber Ihr Sohn — er wollte Ihnen den Anblick dessen ersparen, der durch Sie so unglücklich geworden war. Endlich erfuhren wir durch öffentliche Blätter, daß die blutgierigen Tyrannen Sie verfolgten. Ihr Sohn zitterte für Sie, und faßte den Entschluß, Sie zu retten. Er glaubte, Sie würden in Ihrem Hause bei Ihrem Sohne verborgen leben. (Rouelle seufzte.) Doch diesen Aufenthalt hielt er nicht für sicher genug. Deshalb überwand er seine Bedenklichkeiten, sich vor Ihnen sehen zu lassen. Er ging eines Abends, um Sie abzuholen; und, Gott sey Dank! er hatte das Glück, Sie zu retten.

Rouelle lebte ein Jahr lang in der Hütte seines Sohnes, der ihn durch seinen Fleiß ernährte. Hier erst lernte er empfinden, welch

ein Glück es ist, zu lieben und geliebt zu seyn, für Andere zu denken, zu wirken, zu entbehren, und aufzuopfern! Wie froh war er, wenn er sich einen Genuß versagte, um seinem Sohne und seiner Gattin eine Stunde Arbeit zu ersparen! Jetzt erst lernte er, daß die Tugend, und nicht der Genuß, die Bestimmung und das Glück des Menschen ist.

Endlich fiel das Ungeheuer, das Frankreich mit Blut bedeckte, unter dem Schwerte der Rache; und nun zeigte sich Nouelle wieder, da er es ohne Gefahr thun konnte. Er bewies, daß er immer in Paris geblieben war, und sollte deshalb sein Vermögen wieder in Besitz nehmen. Nur sein jüngerer Sohn war damit nicht zufrieden. Er klagte seinen Vater an, daß er wirklich emigrirt gewesen sey. „O Gott!" rief der unglückliche Vater, als er die Anklage las; „das sind die Folgen meiner Grundsätze! Der Sohn, dem ich wohlthat, verfolgt mich; und — der, den ich unglücklich machte, ist mein Retter!" Er sank an das Herz seines besseren Sohnes.

Der Prozeß war bald entschieden. Nou-

elle bekam sein Vermögen wieder, und gab seinem jüngeren Sohne, den er besuchte, die Hälfte davon. „O, Unglücklicher!" sagte er dabei; „könnte ich dir die abscheulichen Grundsätze nehmen, die du von mir gelernt hast: mit Freuden wollte ich arm seyn!

XVII.

XVII.

Die Stärke des Gewissens.

Die
Stärke des Gewissens.

Der junge Herr von Raßdorf kehrte von seiner Reise durch Frankreich und England auf seine Güter zurück. Er hatte in Paris und London das Leben wie ein Philosoph (so sagte er selbst) genossen; das heißt, er war so glücklich gewesen, seine Gesundheit mitten im Strudel der Ausschweifungen zu erhalten. Ja, ich bin meines Lebens froh geworden, sagte er; aber nie haben meine Freuden Andern Thränen gekostet. In meinen Adern fließt warmes Blut; und der ist ein Thor, der sich die Freude versagt, wenn sie ihm winkt. Ich bin glücklich gewesen, und habe zuweilen sogar glücklich gemacht, oder doch meine Freuden ehrlich bezahlt. Die Unschuld eines Mäd-

chens, — nun ja, ich gestehe, sie ist ein Schatz, den ich nicht rauben darf; wenn aber das Mädchen dieses unsichere Besitzthum gegen baares Geld vertauschen will: warum nicht? Ist der Käufer dann ein Verbrecher?

„Doch ein Betrieger, denk' ich, mit Eurer Gnaden Erlaubniß!" sagte der alte Bediente Jakob, der den jungen Raßdorf von Kindheit an gleichsam erzogen, und durch unbegränzte Liebe, durch erprobte Treue, sich das Recht zu Freimüthigkeit erworben hatte. „Denn," setzte er hinzu, weil sein Herr ihn spöttisch lächelnd ansah, „er kauft da etwas, worauf der Muth im Leben und Tode beruhet, und kauft es für Münze, die nur in diesem Leben gilt."

Und wäre das auch, was du da faselst, Alter: — wenn sie es nun verkaufen wollen?

„Hm!" sagte der Alte wehmüthig; „ich möchte einem Kinde einen kostbaren Diamant nicht für einen Gulden, oder so etwas, abkaufen, weil es den Werth des Steines nicht kennt." Raßdorf lachte; der alte Jakob seufzte, und dankte dem Himmel, als er den Thurm

von Randeln, dem Wohnorte seines Herrn, endlich wiedersah.

In England hatte Raßdorf Geschmack an dem Leben des Adels auf dem Lande, ja sogar an der Landwirthschaft, gewonnen; und so war er entschlossen, auf seinen Gütern zu leben, und nur einen Theil des Winters in der Hauptstadt zu seyn. Nach einigen Monathen redete der alte Jakob seinen Herrn an. „Ew. Gnaden, mein Wilhelm ist jetzt sechs und zwanzig Jahr alt. Der Bursche ist gut, und ich möchte gern, daß er es bliebe. Die Jagd und das Forstwesen versteht er aus dem Grunde, das wissen Ew. Gnaden. Nun hat der Junge ein Auge auf die Tochter des alten ehrlichen Försters Schaller geworfen. Ew. Gnaden sehen ....”

Und nun will dein Wilhelm ein Dienstchen, um Hochzeit zu machen: nicht wahr? Und du möchtest gern vor deinem Ende noch einmal Gevatter stehen: nicht wahr? Gut, Jakob! Sobald der alte Keiser stirbt (krank ist er ja schon): so bekommt Wilhelm die Försterstelle. Mach' ich es so recht? — Jakob

zuckte die Achseln. — Nun Jakob? — „Ja, Ew. Gnaden, freilich wohl! Ich weiß selbst nichts Besseres; auch habe ich das dem Jungen schon gesagt: aber . . .“

Der will nicht warten? — Jakob nickte mit dem Kopfe. „Sehen Eure Gnaden, der Junge denkt, es könnte ihm bei Schallers Marien jemand zuvorkommen: was auch leicht möglich wäre. Das Mädchen, Ew. Gnaden, ist schön, wie ein Engel, und, was noch mehr sagen will, auch fromm, wie ein Engel: zwar erst siebzehn Jahr, aber ausgewachsen, und schlank, wie eine Pappel. Noch dazu hat der Vater ein hübsches Vermögen, und das Kind ist fleißig. Schon seit dem zwölften Jahre hat Marie des Vaters Haushaltung geführt; Kisten und Kasten sind voll, und Alles in der besten Ordnung. Sehen Ew. Gnaden, da geht sie eben über die Brücke. Das Herz lacht mir altem Manne in der Brust, so oft ich sie sehe; was wollt' es einem jungen Menschen nicht!“

Raßdorf sah durch das Fenster nach Marien, und auch sein Herz gerieth durch ihre

Schönheit in Bewegung. Er verfolgte sie mit brennenden Blicken, und sagte dabei: hm, Alter! mit ihrer Schönheit ist es so so. Wie gesagt, sobald Keiser stirbt. Jetzt, das siehst du wohl, kann ich deinen Sohn noch nicht entbehren. Wir wollen daran denken, sobald ich eingerichtet bin.

Jakob ging, und Raßdorf blieb am Fenster, bis Marie zurückkam. Nun hatte er Zeit, sie recht genau zu betrachten, und alle seine Begierden wurden bei dem Anblicke des schönen Mädchens rege. Mit einer furchtsamen Ahnung der Zukunft blickte er schnell auf dem Hofe umher; und da er Niemanden bemerkte, so rief er Marien mit einer befehlenden und doch ungewissen Stimme in sein Zimmer. Er gab ihr einen Auftrag an ihren Vater, der in einem benachbarten Dorfe am Walde wohnte, und that wohl hundert Fragen, auf die sie immer mit einer furchtsamen Bescheidenheit antwortete. Dann suchte er in einen scherzhaften Ton zu kommen. Marie schwieg erröthend, ohne den Scherzen auszuweichen, und

endlich ging sie, froh darüber, daß sie nicht länger aufgehalten wurde.

Der Förster Schaller war ein sehr redlicher Mann, und kindlich fromm, in der besten Bedeutung dieses Wortes. Ein ruhiges Leben, fast ohne alles Leiden, hatte seinen Glauben an die Vorsehung zu einem Felsen gemacht; und durch den frühen Tod seiner innig geliebten Gattin, war dieser Glaube nicht erschüttert, sondern noch mehr befestiget worden. Der rührende Abschied, den die Sterbende in der sichren Hoffnung eines künftigen Lebens von ihm nahm; ihre letzten Worte: „da sind die Engel, die mich erwarten! Gott sey mit dir, lieber Mann! wir sehen uns wieder!" — diese Worte, welche die Sterbende mit glänzenden Augen, mit einem himmlischen Lächeln und mit ausgebreiteten Armen zu ihrem Gatten sagte, hatten seinen Glauben in eine stille Sehnsucht nach dem Tode verwandelt. Er lebte, trotz allen Ahnungen von seinem nahen Ende; aber sein Geist war schon halb bei seiner Gattin in der Ewigkeit. Dieser Mann hatte Marien in dem frohesten,

feurigsten Glauben an die Liebe Gottes erzogen — gleichsam unter den Augen ihrer seligen Mutter, deren Stimme er oft zu hören glaubte, wenn er neben seiner Tochter saß und mit ihr redete.

Die ruhige Stille, worin die Försterwohnung lag, und die Einsamkeit, worin Marie lebte, machten diese Ideen in ihrer Seele sehr lebendig. Empfindungen, so dunkel und schauerlich, wie der Wald um sie her, hoben die Brust der kleinen Marie. Ihre Spiele waren Gespräche mit den Blumen, mit den rauschenden Bäumen, mit den fliehenden Wolken. In die Schule ging sie nicht: ihr frommer Vater lehrte sie in der Muße des Winters lesen, und außerdem machte er ihr Herz, so oft er mit ihr allein war, für eine Religion empfänglich, wie sie in seinem stillen Herzen lag. Auch als sie älter wurde, lebte sie ferner einsam, weil die Haushaltung sie beschäftigte. Sie kannte keine andere Sünde an den Menschen, als die Erbsünde. Ihr stilles Herz öffnete sich heimlich gegen Alle mit Zutrauen, mit Wohlwollen; und nur ihre blöde Furcht-

samkeit hielt sie ab, jedem zu sagen, wie sehr sie ihn liebte.

So war sie die einzige Freude ihres Vaters, und der Wunsch jedes jungen Mannes, der sie kennen lernte. Ihr Herz aber wünschte nichts, und ihre Brust voll Unschuld hob sich ruhig.

Wilhelm, des alten Jakobs Sohn, hatte Marien, wenn er mit ihrem Vater aus dem Forste zurückkam, oft gesehen. Mehr als sie anzusehen, wagte er nicht, weil er des alten Schallers Strenge in diesem Punkte kannte; aber in seiner Brust entzündete sich die heißeste Leidenschaft für Marien. Er rechnete darauf, wenn der Herr von Raßdorf erst wieder da wäre, eine Försterstelle zu bekommen; und dann hoffte er Mariens Neigung zu gewinnen, da er fast der einzige Mann war, der ihren Vater besuchte, und dem sie doch zulen ein Paar Worte sagte.

Zwar hatte er wohl dem frommen Schaller leise zu verstehen gegeben, was er wünschte, und zu seiner Freude auch bemerkt, daß dieser freundlich mit dem Kopfe dazu nickte.

Aber der Alte sagte dann: „du bist eine ehrliche Seele, Wilhelm. Gott gebe, was dir gut ist! Nur nicht vor der Zeit! Das Schwänzeln um ein Mädchen taugt nichts; und wenn ich wüßte, daß du Marien nur Einmal hinter meinem Rücken sprächest, so . . . Du kennst mich, Wilhelm!"

Wilhelm kannte den strengen Alten, und schwieg. Er liebte Marien zärtlich, ohne daß sie es wußte; und so hatte sie jetzt der Leidenschaft des Gutsherrn nichts, als ihre Unschuld und ihre Frömmigkeit, entgegen zu stellen. Auch Herr von Naßdorf kannte indeß den strengen Schaller genug, um nichts zu wagen; und überdies sah er wohl ein, daß er bei Marien selbst kein leichtes Spiel haben würde, da der alte Jakob nicht aufhörte, ihre Frömmigkeit zu loben.

Daß der Gutsherr jetzt seine Forsten untersuchte, aus seiner Weidetasche bei dem alten Schaller frühstückte, und dabei Marien, wenn sie im Zimmer war, mit einer stillen Freundlichkeit auszeichnete: das schien sehr natürlich, und fiel niemanden auf, selbst Wilhelmen

nicht. Daß er Marien einige Male nahe an ihrem Hause im Walde antraf, daß sie ihm einen Riemen an der Tasche, den ein Zweig abgerissen hatte, fest nähen mußte, daß er hier auf ihren Vater wartete, und während dessen die Zeit mit ihr verplauderte: nun, das waren Zufälle, aus denen niemand Arges haben konnte, und Marie erwähnte ihrer auch kaum mit einigen Worten. Aber daß der gnädige Herr in einem solchen Gespräche fragte, ob denn der Tagelöhner Drewes, dem eine Kuh, sein ganzer Reichthum, gefallen war, wirklich so hülflos sey, und daß er, als Marie ihm mit nassen Augen den Jammer der Familie schilderte, gerührt seine Börse aus der Tasche nahm, und ihr mit einem Händedrucke einige Goldstücke für den Unglücklichen gab: dies erzählte Marie ihrem Vater sogleich mit inniger Freunde. Der Alte sagte dazu weiter nichts, als die Worte: „selig sind die Barmherzigen, Marie!" Er selbst hatte am Morgen seinem jungen Herrn den Unfall des armen Drewes erzählt, und er freuete sich, daß sein Fürwort so wirksam gewesen war. „Da

ist," sagte er zu Marien, „auch der alte Schwenke. Gott gebe mir noch einmal eine gute Stunde bei dem gnädigen Herrn! Für den möchte ich gern ein Wörtchen reden."

Die gute Stunde kam in Kurzem. Schaller bat für den armen Greis; Herr von Raßdorf hörte ihn gütig an, gab ihm Geld, und sagte: schicke Er Seine Tochter damit zu dem alten Schwenke. Die versteht zu geben; das weiß ich von Drewes her. Seh' Er, Schaller, Seine Tochter giebt mit einer Art, daß die Armen Freude daran haben. Ich kann das so nicht, und auch Er wohl nicht, lieber Schaller.

Der Vater erwiederte mit einem Lächeln der Freude: „Ja, Ew. Gnaden, da haben Sie Recht, das weiß Gott. Meine Marie hat eine weiche, sanfte Hand; wenn sie dem Armen seine Wunden verbindet, so fühlt er es kaum."

Der Vater erzählte Marien das Gespräch sehr froh, und nach einiger Zeit wagte sie es, selbst bei dem gnädigen Herrn eine Bitte für einen Armen zu thun. Herr von Raßdorf be-

willigte sie, und sagte: höre Sie, liebes Kind, ich gebe recht gern. Nur ist es mir zuwider, wenn die Leute mich mit Dank überlaufen. Auch fordert dann ein Jeder, der es wohl gar nicht nöthig hat. Sage Sie also nicht, von wem das Geld kommt; keinem Menschen, nicht einmal Ihrem Vater: denn der kann in seiner Freude nicht schweigen. Und ist es Ihr lieb, wenn Sie Armen helfen kann; nun, ich gebe gern: doch darf es, wie gesagt, kein Mensch erfahren. Ich komme ja von Zeit zu Zeit hieher, und ein Augenblick findet sich denn wohl, da Sie mir sagen kann, ob jemand Hülfe nöthig hat.

Herr von Raßdorf handelte hier nicht nach einem Plane. Der Zufall hatte ihn in diesen Weg mit Marien geleitet. Doch, da er einmal darin war, so wollte er auch darin bleiben, und das unschuldige, nichts besorgende Mädchen, welches in seiner Wohlthätigkeit nur die edelste Großmuth eines sehr menschlichen Herzens sah, und sich durch das Zutrauen des Gutsherrn geschmeichelt fühlte, ging richtig in das Netz, das eine unreine Leiden-

schaft für sie aufstellte. Selbst ihre Frömmigkeit half sie hineinführen. Um nicht Dank für fremde Wohlthaten zu ernten, spielte sie den Unglücklichen die Hülfe heimlich zu. Das Erstaunen der Unglücklichen über die unverhoffte Rettung, und ihr heißer Dank für den verborgenen Schutzengel waren für Mariens frommes Herz, das sich dem Glauben an helfende Engel so gern überließ, ein zu angenehmes Schauspiel, als daß sie es sich nicht öfters hätte wünschen sollen.

Sie sprach zuweilen, wenn ihr Vater im Forste war, den Herrn von Raßdorf allein; und das freundschaftliche Vertrauen, womit er sie behandelte, die feine Achtung, mit der er sie anszeichnete, die schnelle Wirksamkeit jeder Bitte, die sie äußerte: das alles that ihrem Herzen so wohl, und erregte darin so angenehme Empfindungen, daß sie bald eine Art von Neigung zu Raßdorf fühlte. Sie dachte immer mit reiner Heiterkeit an ihn, und zuweilen ging sie, auch wenn sie ihm nichts zu sagen hatte, in den Waldgrund hin-

ter ihrem Hause, den er eines Vogelherdes wegen fast alle Tage besuchte.

Naßdorfs Güte und Vertrauen nahmen nur allmählich zu, und sie konnte sein Betragen gegen sie niemals mit seinem Betragen gegen Andere vergleichen, weil sie ihn fast immer unter vier Augen, oder doch nur in ihres Vaters Gegenwart sah. So bemerkte sie denn keine Veränderung in seinem Benehmen; und doch hatte es sich, so wie ihre Empfindungen, schon gänzlich verändert. Ihre erste Scheu vor ihm, dem gnädigen Herrn, war verschwunden. Er nahm ihre Hand: sie bemerkte es nicht; er nannte sie seine gute Marie: es war ihr, als hätte er sie immer so genannt.

Den Jäger Wilhelm hatte Naßdorf schon zu Anfange nach der Residenz geschickt, um da in seinem Hause Einrichtungen für den Winter treffen zu lassen. Auch Mariens Vater war ihm nicht hinderlich, da er ganz unbesorgt in den Forst ging. Seine Tochter verschwieg ihm wohl nicht, daß sie den gnädigen Herrn zuweilen sähe; das war aber natürlich,

da

da der Vogelherd, auf dem er sich so gern belustigte, nur einige Schritte weit vom Hause war. Und was schadete es denn auch, wenn er die fromme, unschuldige Marie zu sehen bekam!

Alles gelang dem Herrn von Raßdorf noch über seine Wünsche. Er sah mit Entzücken, wie die Neigung der schönen Marie zu ihm mit jedem Tage mehr hervorbrach; unter welchen kindischen Vorwänden sie eben dahin kam, wo er sich befand, und wie sie sich freuete, so oft sie ihn erblickte. Doch eben diese kindische, sorglose Unschuld war wieder das größte Hinderniß für die Befriedigung seiner Leidenschaft. So leicht er Marien bis auf diesen Punkt gebracht hatte, so unmöglich schien es, sie noch einen Schritt weiter zu bringen. Er hatte die Absicht gehabt, ihre Phantasie zur Verrätherin ihrer Tugend zu machen; doch das geling nicht: ihre Phantasie war nicht zu entzünden, und sie selbst war in seiner Gesellschaft heiter und fröhlich. Ihre Blicke blieben fromm und heilig, ihr Busen schlug nicht stärker, als sonst; kurz, ihre Ruhe sagte dem

Herrn von Raßdorf sehr deutlich, daß hier nichts unheilig war, als er selbst. Nach ganz leisen Versuchen, die er machte, mußte er sich gestehen, daß Ein Wort zu viel Marien auf ewig von ihm trennen würde.

Endlich sah er, daß er Marien nicht verführen konnte, ohne sie auch zu betriegen; und so beschloß er ein Bubenstück, das er bis dahin noch nicht verübt hatte. Er wurde vertraulicher gegen Marien, und zu gleicher Zeit schwermüthiger; er sprach mit ihr über das Glück seines künftigen Lebens, und setzte seufzend hinzu, daß er es nicht hoffen dürfe. Ach, sagte er mit einem Händedrucke; wenn ich nach meiner Neigung wählen könnte! Anfangs wußte Marie nicht, was er meinte; sobald sie es aber merkte, wurde sie unruhiger und scheuer. Sie kam nicht mehr so oft, und war kälter. Er bemerkte das nicht, fuhr mit solchen Aeußerungen fort, und setzte dann zuweilen mit funkelnden Augen hinzu: Aber warum dürfte ich nicht glücklich seyn? warum nicht nach meiner Neigung wählen? — Dann machte er Marien eine reitzende Be-

schreibung von den glücklichen Tagen, die er haben würde, wenn . . . — Hier brach er ab, und faßte seufzend ihre Hand.

Die arme Marie war jetzt in der größten Unruhe. Sie sah, daß Raßdorf sie liebte, und ihr Herz schlug bei dieser Vorstellung in einer süßen Aengstlichkeit. Wünsche hatte sie nicht; denn sie würden eine Unmöglichkeit betroffen haben. Sie wollte sich ihrem Vater entdecken, fürchtete aber seine Vorwürfe. Und was sollte sie ihm denn sagen? Hatte Raßdorf denn geäußert, daß er sie heirathen wolle? Sie fürchtete, ihr Vater würde über sie lachen, und nahm sich vor, den gnädigen Herrn nicht wieder zu sehen. Diesem Entschlusse blieb sie acht Tage lang treu; und nun ging sie — nicht in den Waldgrund, sondern oben auf die Höhe. Da kam Raßdorf, und beklagte sich so wehmüthig, daß er sie acht lange Tage nicht gesehen habe. Marie hörte seine Klagen mit pochendem Herzen, und ihre Augen fingen an, sich zu benetzen; nie war er so zärtlich, so sanft, so gut gewesen!

Auf dem Rückwege überraschte sie zum ersten Male der Gedanke, wie glücklich sie seyn würde, wenn sie Raßdorfs Gattin wäre; und diesem Gedanken folgten ganz leise die Hoffnung, ein süßes Ahnen, und dann wieder ein beklemmender Zweifel. Ach, Raßdorf hatte ihr seinen Kummer geklagt; aber wem konnte sie den ihrigen entdecken? Sie warf sich in dem dicksten Gebüsch auf die Kniee, und betete, nicht für sich, sondern für ihn, den Feind ihrer Ruhe, daß Gott ihn glücklich machen möchte. Jetzt war sie ruhiger; sie hatte ihr Schicksal in die Hände der Vorsehung gelegt, und wollte den Wink derselben erwarten.

Raßdorf bemerkte, als er sie zum ersten Male wieder sah, zu seiner Freude einen Strahl von Heiterkeit in ihren frommen Augen. Er glaubte, sie finge an, sich ihm zu ergeben; aber nein: sie hatte ihr Schicksal der Vorsehung anvertrauet, und dadurch war sie heiter geworden. Ich will es erwarten, sagte sie zu sich selbst, ehe sie ging. Liebt er mich wirklich so zärtlich, wie ich . . . ihn liebe, setzte sie zitternd hinzu; so wird er nicht

immer schweigen. Ich will ruhig seyn. Redet er, so will ich es meinem Vater sagen. Und kann Herr von Raßdorf dessen Einwilligung erhalten, so . . . — Sie hob mit froher Rührung beide Hände zu dem heitern Himmel auf.

Es war gar nicht Raßdorfs Absicht, zu reden; der Bösewicht zitterte vor dem Verbrechen, mit dem er umging. Er wollte Marien durch die Hoffnung, seine Gattin zu werden, zu einem Fehltritte verleiten, um dann sagen zu können: hab' ich ihr die Ehe versprochen? ist es meine Schuld, daß sie das Unmögliche für möglich hielt? — Er blieb in seinen Räthseln, ohne sich deutlicher zu erklären; und Marie blieb gleich schüchtern, gleich weit von ihm entfernt. Sie liebte ihn, das sah er; aber auch, daß ihre Hoffnung, seine Gattin zu werden, wieder sank, und daß sie ernster, scheuer war, als jemals.

Er mußte ihre Hoffnung aufs neue beleben, oder sie vielmehr zu Gewißheit machen, doch ohne daß er selbst dabei im Spiele zu

seyn schien; und bei diesem Plane rechnete er auf des Mädchens frommen Aberglauben.

Ganz nahe bei Randeln war jetzt eine kleine Zigeuner-Horde. Raßdorf fand auf der Jagd diese kleine wilde Gesellschaft, als sie eben in einem Waldthale ihr Mittagsessen kochte. Eine alte Zigeunerin kam auf ihn zu, und bettelte. Er that einige Fragen an sie, ließ sich sogar aus der Hand von ihr wahrsagen, und konnte nicht umhin, den Witz und die täuschende Feierlichkeit, womit sie das that, zu bewundern. „Du hast Glück bei den Mädchen, mein Goldsohn!" sagte das Weib mit schlauen Blicken; und Raßdorf dachte dabei an Mariens frommen Aberglauben, der auf Träume, Ahnungen und Wahrsagen bauete. Er beschenkte die Frau sehr reichlich, überdachte schnell seinen Plan, ging näher zu der Horde, beschenkte auch sie, und warf von Zeit zu Zeit auf die Alte prüfende Blicke, welche dieser nicht entgingen.

Nach einigem Zögern hob er an: höre, Mutter! ich könnte . . ., und brach sogleich wieder ab. Endlich ging er mit Kopfschüt-

teln. Die Alte folgte ihm, und er blieb stehen. „Du hast etwas im Kopfe, Goldsohn," sagte die Alte listig und errathend. — Wenn du schweigen könntest! erwiederte er rasch. — „Schweigen? Wenn wir das nicht könnten, wer könnte es denn sonst?" Raßdorf sann noch eine Weile, und rückte dann allmählig mit seinem Auftrage hervor. Die Zigeunerin lächelte listig; denn sie hatte ihn schon bei den ersten Worten errathen. Er gab ihr ein ansehnliches Geschenk, und versprach ihr noch mehr, wenn sie die Rolle, die er ihr vorschrieb, ihm zu Danke spielen würde. Sie versicherte, daß sie ihr Bestes thun wolle; und Raßdorf ging finster, mit Gewissensbissen im Herzen, zu Hause. Er zitterte vor der Entdeckung, obgleich nicht vor dem Verbrechen.

Die Alte hielt sich nun in der Nähe von Schallers Wohnung verborgen, bis der rechte Augenblick kam. Endlich ging Marie einmal allein, und in tiefen Gedanken, die Waldhöhe hinter ihrem Hause hinan. Die Zigeunerin folgte ihr heimlich nach, und that einem Schrei. Marie, die hinzu eilte, fand sie an

der Erde liegen, half ihr auf, setzte sich mit ihr auf einen Baumstamm, und fragte, ob sie Schaden genommen hätte.

Jetzt fing die Alte ihre Rolle an. Sie betrachtete Marien starr und fest, legte die Hand an die Stirn, als ob sie nachsönne, lächelte, schüttelte den Kopf, und sprach im feierlichsten Tone einige räthselhafte Worte. Marie wurde aufmerksam, und bot ihr ein kleines Geschenk an. Die Alte sagte mit Heftigkeit und funkelnden Augen: „Goldkind, du würdest mir weit mehr geben, wenn du sähest, was ich sehe, wenn du wüßtest, was ich weiß." Sie starrte Marien wieder an, und drängte die Hand derselben zurück. „Ich will nichts, schönes Kind, gar nichts. Behalte dein Geld. Sey demüthig, wenn dich Gott erhöhet; sey wohlthätig, wenn du reich bist. Folge meinem Rathe; du hast ihn nöthig, schönes Kind. Und denke an mich, wenn du in Gold und Seide gehst, und in Schlössern wohnst. Gott sey mit dir! Ich gehe. Behalte dein Geld, ich will nichts: doch über ein Jahr komme ich wieder; und wenn du dann nicht hochmü-

thig geworden bist, so wirst du der alten Mutter reichlicher geben."

Marie erröthete lächelnd, und fragte die Alte: was weiß Sie denn, Mutter? Nehme Sie doch! — Sie verdoppelte ihre Gabe. — „Ich nehme nichts, und wenn du mir viel Geld bötest, schöne Tochter. Aber in Jahr und Tag bist du die Frau eines sehr reichen, vornehmen jungen Mannes; du wohnst in einem prächtigen Hause, hast Bedienten, und fährst in einer Kutsche. Du lachst, Tochter? Lache nicht, mein Goldkind! Ich bin arm, blutarm; aber hier, nimm Alles, was ich habe, den silbernen Ring, und diesen goldenen Pfennig mit der Schnur. Die hole ich über ein Jahr von dir ab, wenn du eine vornehme Dame bist. Bleib fromm, mein Kind, und zweifle nicht. Du wirst es mir einmal belohnen."

Woher weiß Sie denn das, liebe Mutter? wie wäre denn das möglich?

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich; und dich, du Goldmädchen, umgeben gute Engel. Dir schadet kein Sturm, kein giftiger Thau.

Alle Menschen lieben dich; niemand kann dich belügen, auch wenn er wollte. Keine Krankheit kann dich befallen. Gott und die heiligen Engel lieben dich, frommes Kind. Denke an mich! Und hättest du noch gar keinen andern Mann gesehen, als die Bauern im Dorfe; der reiche Herr würde doch nicht ausbleiben!"

Marie wurde unruhig, und fragte mehr. Die Alte nahm ihre Hand, sah lange hinein, und sagte endlich mit Kopfschütteln: „ich weiß nicht, wie es mit dir ist, mein Kind. Wenn du nicht so fromm, so unschuldig wärest, so wollt' ich darauf schwören, du kenntest den Mann schon, der dich heirathen wird." Marie glühete vor Scham, und wollte ihre Hand zurückziehen. Die Alte nahm die andere Hand, und sagte, wieder mit Kopfschütteln: „Was ist das, mein Kind! Ein reicher schöner Mann liebt dich, und niemand weiß es, als du allein. Auch du liebst ihn, das seh' ich. Nun, bald wird er kommen, und dich heirathen. Aber — Thränen wirst du noch weinen, ehe du glücklich wirst. Soll ich dir einen Rath

geben, meine Goldtochter? soll ich?" — Marie sah sie mit starren Augen an. — „Willst du glücklich werden, Kind, so schweig. Sag keinem Menschen, was du weißt, was du hoffest, was du wünschest; keinem Menschen, auch nicht deinem Vater: nur dem allein, der dich lieb hat! O, du wirst glücklich; und dann denkst du an die arme alte Frau, die dir dein Glück prophezeiete."

Marie zog alles Geld hervor, das sie bei sich hatte; die Zigeunerin schlug es aus, und sagte: „nein! Nach einem Jahre wirst du mir mehr geben, viel mehr. Dann will ich dir auch sagen, was du thun mußt, daß dein Mann dir gut bleibt, so lange er lebt."

Warum will Sie mir denn das nicht jetzt sagen, liebe Mutter?

„Du bist fromm; die Engel haben dein Auge bewahrt, daß es nie Mannspersonen angesehen hat. Aber als Er kam, da blitzte dein Auge, da schlug dein Herzchen: nicht wahr? Sprich mit Niemanden davon. Stelle dich gleichgültig gegen alle Menschen, thue, als ob du nie heirathen wolltest. Aber deinem

Bräutigam sage, wie lieb du ihn hast. Ich weiß, er sieht dich traurig an, sein Herz thut ihm weh. Sey du freundlich, thu ihm zu Gefallen, was er verlangt, habe ihn lieber, als Alles in der Welt; dann wirst du glücklich seyn. Nun, Gott sey mit dir, Kind, bis über ein Jahr! da sehe ich dich wieder."

Jetzt stand die Zigeunerin auf, streichelte Marien die glühende Wange, sagte noch: „du frommes Glückskind!" und verlor sich dann in das dicke Gebüsch.

Marie blieb in der größten Unruhe auf dem Baumstamme sitzen. Sie hatte schon vorher an Wahrsagerei geglaubt; um wie viel mehr jetzt, da die alte Zigeunerin sich so uneigennützig betrug, und ihre geheime Liebe so genau kannte! Nun zweifelte sie gar nicht mehr, daß Naßdorf sie heirathen würde, und ihr Herz schlug in dem frohen Entzücken der beglückten Liebe. Die Warnung der Alten, sich niemanden, selbst ihrem Vater nicht, zu entdecken, wollte sie genau befolgen.

Was ihr Herz in Bewegung setzte, war reine Liebe, nicht Eitelkeit. Sie sah sich in

Raßdorfs Armen nur so, wie sie jetzt gekleidet war, und im stillen, dunklen Walde, nicht in Gold und Seide, nicht in dem prächtigen Wagen. Von diesem Augenblicke an betrachtete sie ihren Geliebten als den Gatten, den die Vorsehung ihr bestimmte.

Einige Tage nachher kam Raßdorf, um zu sehen, welche Wirkung seine List gethan hätte. Marie wartete schon auf ihn in dem Grunde; ihre Wangen waren hoch geröthet, und die reinste Freude, die innigste Liebe, strahlte in ihren Blicken. So zutraulich, so hingebend war sie noch nie gewesen. Er nahm, er drückte ihre Hände, und ein sanfter Gegendruck mit einem vertraulichen Lächeln belohnte ihn. Heute litt sie, daß er sie umfaßte. In seinem Entzücken drückte er den ersten Kuß auf ihre schönen Lippen; sie erröthete, und bog sich ab, riß sich aber nicht aus seinen Armen. Nun sprach er zum ersten Male von seiner Liebe. Marie schwieg zwar; doch blickte sie ihn zärtlich an. Er redete von einer frohen Zukunft, von Mariens glücklichen Tagen; und die Augen des frommen Mädchens füllten sich

mit Thränen der Liebe, der gerührten Dankbarkeit.

Sie blieb länger, als gewöhnlich, bei ihm. Von seinen Liebkosungen erweicht, von ihrer gewissen Hoffnung geleitet, von ihrem Herzen bezwungen, sank sie endlich an seine Brust, und gestand mit Seufzern, Thränen und halben Worten, daß sie ihn liebte. Jetzt wurden berauschende Küsse gewechselt. Raßdorf bestärkte Marien durch einige räthselhafte Worte noch mehr in ihrem Glauben, und endlich ging sie, voll der innigsten Liebe, des höchsten Entzükkens, und des festesten Vertrauens, nach Hause.

Das arme, unschuldige Mädchen glaubte jetzt, nicht zu viel thun zu können. So oft ihr Vater nicht zu Hause war, besuchte sie den Geliebten; und ihr Zutrauen, ihre Unschuld, ihre Furcht ihn zu beleidigen, gaben dem Betrieger endlich, was er wünschte.

Der Fehltritt war begangen; und nun hing Marie mit glühender Leidenschaft an dem Elenden, der sie betrogen hatte. Aber der Unmensch fand sich in den unschuldigen,

zitternden Umarmungen des liebenden Mädchens nicht befriedigt. Er kannte nur Wollust, nicht Liebe, und fühlte in Mariens Armen die ganze Last der Schuld, die sie nicht mit ihm theilte. Sie war gefallen, aber nicht lasterhaft geworden; und eben darum machte ihm jede ihrer Liebkosungen einen geheimen Vorwurf seiner Verrätherei. Kurz, er wurde Mariens überdrüßig, weil sie — nicht wollüstig war.

Er gab vor, nothwendig verreisen zu müssen, ließ aber Marien Hoffnung auf seine Hand. Mit Unruhe, mit einer ahnenden Furcht der Zukunft, reiste er nach der Residenz, und stürzte sich da in die Vergnügungen der großen Welt, um sein Gewissen zu betäuben. Es gelang ihm; und nun gab er seinem Wilhelm den Försterdienst des alten Keiser, den er in Ruhe setzte.

Wilhelm, dessen Wunsch jetzt erfüllt war, eilte mit Wünschen und Hoffnungen der Liebe nach Randeln. Er besuchte seinen Freund, den Förster Schaller, und bat ihn um Mariens Hand. Der Alte gab ihm gern seine

Einwilligung. „Jetzt, Wilhelm," sagte er, „bist du mir lieb, auch wenn ich nicht zu Hause bin. Sprich erst selbst mit meiner Marie; dann will ich hinterher kommen. Du wirst sie aber verändert finden. Ich weiß nicht, was dem Mädchen seit einiger Zeit fehlt. Nun geh nur. Gott sey mit dir!"

Wilhelm fand Marien traurig, und wagte es heute nicht, seine Wünsche zu äußern. Er kam wieder, und fand sie noch trauriger; doch gab er nicht alle Hoffnung auf, da sie so freundlich gegen ihn, so sanft, und so gut war. Endlich, als er einmal mit ihr in dem Waldgrunde spazieren ging, entdeckte er ihr sein Herz, und bat sie um ihre Hand. Anstatt ihm zu antworten, zerfloß Marie in heißen Thränen. Wilhelm wurde dringend, und bat nur, sie möchte ihm nicht alle Hoffnung nehmen; aber sie antwortete nicht, und ihre Thränen flossen noch heißer. „Laß ihr Zeit, sich zu besinnen, Wilhelm!" sagte der Vater. „Bei Marien muß das Obst reif werden, ehe sie es abschüttelt. Gieb Acht, die springt nicht ins Ehebett; die betet sich hinein."

Der

Der Vater sprach selbst mit Marien, und sie antwortete auch ihm nur mit Thränen. Man geduldete sich, und hob endlich wieder an; Marie sagte aber nur, sie könne sich nicht von ihrem Vater trennen.

Jetzt kam Wilhelms Vater, der alte Jakob, aus der Residenz nach Randeln. Er war in einer seltsamen Bewegung, und gab mit einem heftigen Kopfschütteln seinem Sohne die Hand. Wohl hundertmal fing er an: „höre, Wilhelm! mit Marien . . .“ Er brach aber immer wieder ab, und blieb bei seinem Kopfschütteln. Wilhelm wurde ängstlich bei dem Benehmen seines alten Vaters.

„Ich will selbst zu Schallern,“ sagte Jakob endlich, und rieb sich in großem Unmuthe die Stirn. „Und wenn Marie dich nun nicht wollte, Wilhelm?“ hob er noch einmal an. Wilhelm wurde todtenbleich, und antwortete nicht.

Jakob ging voll Sorge und Unruhe zu Schallern. Er hatte dem Herrn von Raßdorf erzählt, daß sein Sohn um Marien angehalten habe; und Raßdorf war aufmerksam ge-

worden. „Marie aber," fuhr Jakob im Erzählen fort, „scheint nicht zu wollen. Das Mädchen hört jetzt gar nicht auf zu weinen." Bei diesen Worten wechselte Raßdorf die Farbe, und schien von großer Angst ergriffen zu werden. Jakob bemerkte das. Als er allein war, dachte er an Mariens Thränen, und an seines Herrn Unruhe. Ihm fielen dessen häufige Besuche auf dem Vogelherde ein, und sein Herz fing an zu klopfen. Er bat um einige Tage Urlaub, und reiste nach Randeln.

Marie war allein zu Hause, als Jakob zu ihr kam. Er sagte ihr sanft und treuherzig, sie möchte sich doch wegen seines Sohnes erklären. Marie fing an, zu weinen, und sagte, wie immer: sie könnte ihren Vater nicht verlassen. Der alte Jakob trat an ein Fenster, und seufzte: „Gott segne uns Alle! Aber ich muß!" Er wendete sich wieder zu Marien, faßte ihre Hand, und sagte mit bebender Stimme: „sieh, liebe Marie; der gnädige Herr hat meinem Wilhelm die Försterstelle gegeben, damit er dich heirathen soll.

Der gnädige Herr sieht es gern.“ Marie erblaßte, und es fuhr ein heftiges Zittern durch ihren Körper. Nach einer langen schrecklichen Minute stammelte sie endlich: das ist nicht wahr!

Auch der alte Jakob zitterte heftig, da er seine Vermuthung nun völlig bestätigt sah. Er schwieg lange; endlich sagte er zitternd: „Gott gebe nur, daß man dich nicht betrogen hat, Marie!“ Sie fragte mit dem ängstlichsten Tone: wer? wer?

„Unser Herr!“ antwortete Jakob leise. Marie schrie entsetzlich auf, schlug die zitternden Hände vor die Augen, und rief einige Male, in dem Tone des Jammers, das einzige Wort: betrogen! Jetzt drang der Alte mit Bitten und Thränen in sie, ihm ihr Vertrauen zu schenken. Sie schwieg aber, weil ihr Glaube an Raßdorfs Liebe sich aufs neue belebte. Jakob bemerkte das, und sagte: „liebe Marie, glaube mir, glaube diesem grauen Kopfe, du bist betrogen. Der gnädige Herr heirathet die Gräfin von Klenau. Zwar soll

das noch niemand wissen; aber dir, armes Kind, muß ich es ja wohl sagen!"

Bei diesen Worten sank die Kraft des betrogenen Mädchens. Sie trat mit starren Blicken auf den alten Jakob zu, und fragte mit einer seltsamen, bebenden Furchtsamkeit, indem sie eine Hand auf sein Herz drückte: ist das wahr? — Jakob nahm ihre Hand von seinem Herzen, hob sie auf, und sagte: „ich schwöre bei dem allwissenden Gott, es ist so!" Marie wendete sich langsam um, schwankte in ihre Kammer, und riegelte hinter sich ab.

Jakob blieb, bis nach einer Stunde der alte Schaller zu Hause kam. Er war ungewiß, ob er diesem seine Entdeckung mittheilen sollte. Da öffnete sich die Kammerthür, und Marie trat, zwar etwas bleich, aber doch ruhig, in das Zimmer. Sie hatte sich an die Prophezeiung der alten Zigeunerin erinnert, und dachte nun, das wären die Thränen, die sie noch weinen sollte. Jetzt war sie wieder fest überzeugt, daß Naßdorf sie nicht betriegen könnte. Sie winkte dem alten Jakob, ihrem

Vater nichts zu sagen; und er schwieg, weil er erst wissen wollte, was sie so ruhig machte.

Bald nachher wurde die Nachricht von der Verbindung des Herrn von Raßdorf und der Gräfin Klenau allgemein bekannt. Marie sank, indem ihr Vater ihr das erzählte, in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich selbst kam, sah sie starr vor sich hin, und wurde scheinbar ruhig und still. Der Vater, der jetzt von Wilhelm erfuhr, was Jakob vermuthete, drang in seine Tochter, ihm das Geheimniß zu gestehen. Sie schien gefühllos gegen die Bitten ihres Vaters geworden zu seyn, und antwortete nicht; aber ein furchtbares Zittern ergriff sie, so oft er nur den Nahmen Raßdorf nannte.

Nun kehrte Raßdorf selbst auf seine Güter zurück. Marie ging am folgenden Morgen in den Waldgrund. Raßdorf kam nicht. Sie setzte die Gänge nach dem Vogelherde alle Morgen fort; er kam nicht, und sie ging an jedem Tage finsterer und ängstlicher wieder nach Hause. Ihr Vater, Jakob, und Wil-

helm sannen vergebens über ihr Betragen nach. Sie brachten nichts heraus, weil sie nicht wußten, in welchem Grade Raßdorf schuldig war; aber daß er schuldig sey, behauptete Jakob mit der größten Zuversicht.

Marie wurde mit jedem Tage verschlossener. Ihr einziger Gang war Morgens immer nach dem Waldgrunde; da saß sie, und heftete die Augen starr auf den Weg nach Randeln, bis die Sonne über die Eichen hervorkam. Dann stand sie mit Heftigkeit auf, und ging zurück.

Wilhelm kam alle Tage in ihr Haus. Ihr Gram vermehrte seine Leidenschaft; er bat sie, heiter zu seyn, nahm den innigsten Theil an ihrem Leiden, und zeigte seine Liebe in jedem Worte, in jedem Blicke. Marie war sanft gegen ihn, und suchte sogar, ihm ihr Leiden, ihre Thränen zu verbergen. Sie redete wenig; aber sie drückte ihm von Zeit zu Zeit die Hand, lächelte wehmüthig, wenn er kam, und schien es nicht gern zu sehen, wenn er sie wieder verließ. Aber so oft er auf eine Verbindung mit ihr anspielte, schüttelte sie

jedes Mal den Kopf. Man schwieg endlich davon, und hoffte, daß die Zeit eine Aenderung bewirken würde.

Endlich kam die Gräfin Klenau, um ihre Heirath in Randeln zu feiern. Marie ging an dem Morgen, da die Trauung seyn sollte, in den Waldgrund, und heute folgte ihr Vater ihr von fern. So wie das Geläute der Glocken aus Randeln herüber schallte, fiel Marie auf die Kniee, rang die Hände, und weinte schmerzlich. Als sie zurückging, fand sie ihren Vater auf der Höhe, faßte wild seine Hand, sagte ängstlich: „nun! nun!" und eilte neben ihm her nach Hause.

Sie setzte sich nieder, um zu stricken. Man sah an dem schnellen und starken Wechsel ihrer Farbe, daß sie sich nur mit Mühe aufrecht erhielt; und endlich erlag ihr Körper unter der gewaltsamen Anstrengung. Sie sank matt an die Lehne des Stuhls; ihr Vater brachte sie auf ihr Bett, wo sie sogleich von einem heftigen Fieber befallen wurde.

Am folgenden Tage kam Jakob, und Schaller führte ihn mit Thränen in den Augen an

Mariens Bett. „Sieh, Jakob," sagte er schluchzend; „so ist es! Aber ich jage dem Teufel eine Kugel durch das verdammte Herz." Marie richtete sich bei diesen Worten auf, und fragte ängstlich: wem? wem, lieber Vater? — „Dem Teufel, dem Edelmanne da drüben in Randeln!" antwortete Schaller. Sie schüttelte sanft den Kopf, und sagte mit gefalteten Händen: er ist unschuldig, lieber Vater.

Durch diese Versicherung wurden Schaller und Jakob wieder ungewiß. Sie wußten nicht mehr, was sie denken sollten, und baten Marien, ihnen doch zu erzählen, wie Alles zusammen hinge. Marie blieb aber bei ihrer Versicherung, daß Herr von Raßdorf unschuldig sey.

Jakob wollte sich Licht verschaffen. Nach einigen Tagen sagte er zu seinem Herrn bei dem Ankleiden: „Schallers Marie, das arme Mädchen, ist sehr krank." — So? antwortete Raßdorf mit großer Unruhe, die er vergebens zu verbergen suchte. Was fehlt ihr denn? — „Eine Gemüthskrankheit, sagt der Arzt. Nie-

mand weiß es. Gerade an dem Tage, da Ewr. Gnaden Hochzeit war, brach die Krankheit aus.“ (Raßdorf erblaßte.) „Sie ging alle Morgen nach dem Vogelherde, auch den Morgen; und als sie das Geläute hier in Randeln hört, fällt sie auf die Kniee, und seitdem . . .“ Raßdorf wurde immer bleicher. Er wendete das Gesicht ab: doch das Zittern seiner Hände konnte er nicht verbergen; deshalb verließ er schnell das Zimmer.

„Da habe ich den Teufel!“ sagte Jakob, und knirschte mit den Zähnen. Aber büßen sollst du, Bösewicht!“ An den nächsten Morgen erzählte Jakob wieder von Marien. Raßdorf, den die heimlichen Vorwürfe des alten Mannes erschütterten, ließ sich von einem andern Bedienten ankleiden, und sprach mit Jakob nie wieder unter vier Augen. Er hörte nichts mehr von Marien, und wurde unter Festen, Besuchen, Jagden, Reisen und Gesellschaften wieder ruhig.

Marie kränkelte fort, und Wilhelm brachte ganze Tage an ihrem Bette zu. Diese

Treue, diese Liebe rührten sie unaussprechlich, und es entstand in ihrem Herzen eine Neigung zu ihm, die sich durch jeden Dienst, den er ihr erzeigte, noch vermehrte. Sie liebte ihn wirklich, und sagte es ihm. Wilhelm hoffte nun wieder; doch vergebens: Marie starb in seinen Armen, an seinem treuen Herzen, ohne ihr unglückliches Geheimniß entdeckt zu haben.

Der Vater war in Verzweiflung; Wilhelm stand wie todt bei der Leiche des geliebten Mädchens, und folgte ihr zu Grabe, ohne ein Zeichen von Trauer zu äußern. Dann ging er nach Nandeln, stürzte zu seinem Vater in das Zimmer, und rief: Marie ist todt! Der Bösewicht hier hat sie ermordet! Gewiß, Vater, wenn sie mir etwas entdeckt hätte; seht . . . — Er riß eine Büchse von der Wand. Der alte Jakob nahm sie ihm weg, und sagte: „die selige Marie hat den Herrn für unschuldig erklärt. Ich bitte dich, Sohn, sey ruhig.“ — Wilhelm drückte dem Vater die Hand, und ging.

Am folgenden Morgen bekam Jakob einen Brief, worin sein Sohn ihm schrieb: er könne nicht länger in Randeln leben, und wolle unter die Jäger des großen Königs gehen. Das that er wirklich, und so war auch Jakob durch die Schuld des Wollüstlings kinderlos.

Jakob ging in seinem Schmerze zu dem Herrn von Raßdorf, und kündigte ihm an, daß sein Sohn aus Verzweiflung über Mariens Tod in den Krieg gegangen sey; und dabei machte er Anmerkungen, die das Herz des Elenden durchschnitten. Gedemüthigt, in dem Gefühle seiner Nichtswürdigkeit, stand der Herr vor dem Diener da, und hatte nicht den Muth, die Augen aufzuschlagen.

Die Nachricht von Mariens Tode hatte ihn erschüttert; aber — es war ihm auch schon bekannt, daß sie das fürchterliche Geheimniß seiner Schuld mit in das Grab genommen hatte. Jakob fuhr fort, das Herz des Elenden zu pressen; und in dem Schmerze über den Verlust seines Sohnes sagte er, mit sehr

verständlichen Blicken: „wehe dem Menschen, der an Mariens Tode, an meines Sohnes Flucht, und an dem Elende zweier Greise Schuld ist!" Jetzt ermannte sich Raßdorf, und sagte, aber freilich mit ungewisser Stimme: soll das etwa auf mich gehen, Jakob? Es scheint so. Was willst du? Was sollen die Anspielungen? Vergiß nicht, wer du bist, Alter; das rathe ich dir! — „Gott ist unser Aller Richter," sagte Jakob; „und unser Gewissen ist sein Zeuge! Sie wollen so aussehen, als ob sie lachten; aber wer Schuld an Mariens Tode ist, der bringt lieber einen Tag in einem Pesthause zu, als eine Stunde da auf dem Vogelherde."

Nun geh! rief Raßdorf zornig, weil die Anspielung auf den Vogelherd ihn aufbrachte. Der Bösewicht fühlte das Gewissen, so sehr er es auch verspottete. Er sah den Vogelherd nie wieder, und kam auch nicht mehr in Schallers Forsten, um dem unglücklichen Vater nicht zu begegnen. Zuweilen suchte er die Größe seiner Schuld in seinen eigenen

Augen zu vermindern. „Das Mädchen war hektisch, dachte er; starb doch ihre Mutter an der Schwindsucht! Sie wäre gestorben, auch wenn sie mich nie gesehen hätte.“ So räsonnirte er; doch immer blieb eine geheime Wunde in seiner Seele zurück, die ihn nie ganz heiter werden ließ, bis er endlich unter neuen und verdoppelten Zerstreuungen aller Art auch das letzte Andenken an seine Schuld in seiner Seele vertilgte. Er war wieder der glückliche, frohe Raßdorf, der über Alles lachte, und Jakob wunderte sich oft nicht wenig über die Langmuth des Himmels.

Ungefähr ein Jahr nach Mariens Tode flog Raßdorfs Wagen in Galopp auf den Hof. Raßdorf saß todtenbleich darin, seine Gattin weinte, und der Bediente rief nach Hülfe. Alles stürzte herzu. Der Herr wurde aus dem Wagen gehoben, und lehnte sich bebend auf die Bedienten. — Was ist dir, theurer Mann? fragte seine Gattin unaufhörlich. — Es wird vorüber gehen! antwortete er mit matter Stimme. Man brachte ihn in sein Bett, und

schickte nach einem Arzte. Der Bediente, der ihn begleitet hatte, erzählte dem alten Jakob: der Herr sey in Schallers Forst gefahren, und nicht weit von dessen Wohnung ausgestiegen, um sich niederzusetzen. Auf Einmal habe er ausgerufen: o Herr Jesus! und sey zu Boden gesunken. — Das war Alles, was Jakob erfuhr.

Raßdorf verlangte, daß Jakob, von dem er sich seit einem ganzen Jahre nicht mehr hatte bedienen lassen, die Nacht bei ihm zubringen sollte. Um Mitternacht rief er den Alten an das Bett, und fragte ängstlich: sag mir, Jakob, ist Marie wirklich todt? Jakob bejahete. Hast du sie todt gesehen? — „Ja Ew. Gnaden." — Wirklich todt? — „Ja, Ew. Gnaden." — Es ist nicht wahr! — „Lieber Gott," sagte Jakob unruhig; „das ganze Dorf hat ja die Leiche gesehen. Prediger und Schulmeister sind ja zum Grabe gefolgt; man hat ja den Sarg erst kurz vor dem Begräbnisse zugeschroben. Mein Wilhelm ist ja eben deshalb davon gegangen."

Schweig! rief Raßdorf ängstlich. Ist denn auch der alte Schaller todt? — „Nein; aber krank ist er.“ Raßdorf legte sich wieder auf sein Kopfküssen. Nach einer Pause richtete er sich noch einmal auf, und rief: Jakob! Mit bebender Stimme setzte er hinzu: ich habe heute Marien gesehen; ja, mit diesen Augen gesehen. Jakob zitterte und näherte sich ängstlich dem Bette. „Sie ist ja todt, Ew. Gnaden, und selig gestorben.“ — Ich habe sie gesehen! fuhr der Verbrecher zitternd fort . . . Ich bin ihr Mörder! stieß er nach einer Pause mit einem Schrei hervor; und jetzt entdeckte er dem alten Jakob die Betriegerei, durch welche er Marien getödtet hatte. Jakob zitterte. Und auch Schaller ist todt, fuhr Herr von Raßdorf fort; auch den habe ich getödtet. Jakob wollte seinem unglücklichen Herrn das ausreden; dieser blieb aber bei der Behauptung, er habe Marien gesehen, und Jakob wußte am Ende nicht mehr, was er dazu sagen sollte.

Gegen Morgen fiel Raßdorf in einen un-

ruhigen Schlummer, und schien von fürchterlichen Träumen gequält zu werden. Er ließ den Prediger rufen, und fragte ihn, ob Erscheinungen der Todten möglich wären. Der Prediger, ein vernünftiger Mann, antwortete Nein. Raßdorf behauptete Ja, doch ohne dem Prediger weiter etwas zu sagen. Er wurde endlich zwar wieder gesund; doch seine Ruhe war auf immer verloren. Nach tausend vergeblichen Versuchen, sich von dem Andenken an die Erscheinung zu befreien, gab er sich endlich seiner Gewissensmarter und den verwirrten Vorstellungen seines Kopfes gänzlich hin. Er saß einsam in seinem Zimmer, grübelte, betete, und wurde mit jedem Tage tiefsinniger. Die Qualen seines Gewissens hörten nicht auf, und er gerieth in einem halben Wahnsinne auf die seltsamsten Einfälle: bald wollte er Mönch werden, bald Herrnhuter.

So waren zwei Jahre vergangen, als Jakob endlich den Zusammenhang der Begebenheit entdeckte. Schaller hatte einen Bruder,

dessen Tochter seiner verstorbenen Marie sehr ähnlich war. Das Mädchen besuchte ihren Oheim, dessen Erbin sie einmal seyn sollte, auf einige Tage. Schaller, der sie nur als Kind gesehen hatte, erstaunte über ihre Aehnlichkeit mit seiner geliebten Marie; und diese Aehnlichkeit erinnerte ihn so lebendig an seinen Verlust, daß er die Nichte bat, einmal die Kleider seiner Tochter anzuziehen. Das that die Nichte. Jetzt erzählte ihr Schaller, was er von der unglücklichen Geschichte seiner Marie wußte, und führte sie auf der Höhe weg in den Waldgrund, den diese so oft besucht hatte. Als er auf der Höhe hinter den Büschen hervor kam, sah er den Mörder seiner Tochter vor sich sitzen. „Sieh, da ist er!" flisterte er seiner Nichte zu. „Ich möchte dem Bösewicht eine Kugel durch den Kopf jagen!" Er legte die Büchse an; und zugleich hob das Mädchen drohend die Hand auf, um mit dieser Bewegung die Worte: „der abscheuliche Mensch!" zu begleiten. In diesem Augenblikke sah Raßdorf sich um, und erblickte Marien

in dem rothen Kleide, das ihr so wohl gestanden, und in welchem er sie so gern gesehen hatte. Sie drohete ihm, und ihr Vater hatte die Büchse auf ihn angelegt. Er schrie auf: „o, Herr Jesus!" und sank zur Erde. Dadurch erschreckt, traten Schaller und seine Nichte hinter das Gebüsch, und gingen schnell nach Hause. Raßdorf blickte wieder auf, und sie waren verschwunden.

Der alte Förster glaubte, das Anlegen der Büchse habe den Edelmann erschreckt; er war unruhig, und ließ seine Nichte noch denselben Abend wieder abreisen. Nach einigen Tagen hörte er, daß der Herr von Raßdorf krank sey, doch weiter nichts. Er selbst schwieg aus Furcht; und seine Nichte war, da die Försterwohnung so einzeln lag, von niemanden bemerkt worden. Jakob, der allein wußte, was sein Herr gesehen haben wollte, mochte den alten Förster nicht damit ängstigen, weil dieser glauben konnte, die Erscheinung bedeute seinen Tod. So blieb alles verschwiegen, bis endlich bei Schallers letzter Krankheit die Nich-

te wieder kam. Jakob sah sie, fand ihre Aehnlichkeit mit Marien erstaunlich, und erfuhr nun, daß sie schon vor zwei Jahren einmal hier gewesen sey. „Wann?“ fragte Jakob eifrig. „Etwa an dem Tage, da der Herr krank wurde?“ — Das Geheimniß war entdeckt. Schaller starb; und nun erklärte Jakob seinem Herrn die vermeinte Erscheinung, um ihn von der ewigen Qual zu befreien.

Raßdorf sprach das Mädchen selbst, um sich zu überzeugen. Sie erzählte ihm, was nur er allein wußte, und wovon er dem alten Jakob nie etwas gesagt hatte: daß der Förster die Büchse auf ihn angeschlagen habe. Jetzt war er überzeugt, daß Marie ihm nicht erschienen sey; doch zu spät für sein Glück. Er verheirathete das Mädchen mit Jakobs Sohne, und überhäufte Beide mit Wohlthaten; doch Mariens Geist war nicht dadurch versöhnt. Marie, sagte er oft, war es nicht, die mir erschien, aber die Rache des ewigen Richters. Er fand nie die Ruhe

seiner Seele wieder, und endigte sein gequältes Leben in einer Brüdergemeinde. Doch auch diese konnte ihm die Ruhe nicht geben, welche ihm sein Gewissen versagte.

XVIII.

Verbrechen und Strafe.

Verbrechen und Strafe.

1.

Der Graf d'A** an Louis * *.

Lager bei Marburg,
Sept. 1760.

Nur Augenblicke für die Feder, lieber Vetter. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, und sein Neffe, der Erbprinz, halten uns so in Athem, daß ich mir vorkomme, wie ein Araber, der nichts kennt, als angreifen, siegen, oder fliehen. Das geht vom Rhein an die Weser, von der Weser an den Rhein, und, was das seltsamste ist, dabei singen wir Abends und Morgens Couplets zum Lobe des großen Königs, und verwünschen, du weißt wohl wen, der uns zwingt, dem gegenüber zu stehen, an dessen Seite wir gern siegen möchten. Sey Du ruhig in Deinem Collegio, und beneide uns nicht. Der ganze Handel ist

nichts, als daß wir im Sommer nach der höllischen Musik der Kanonen und der Trommeln tanzen, im Winter aber in unsern Cantonnirungs-Quartieren Bälle geben, und daß die armen Einwohner die Musik zu beidem bezahlen müssen.

Daß wir nicht so recht sagen können, warum man einander hier todtschlägt, ist eine Kleinigkeit. Hat man das in solchen Fällen je gewußt? Unser Ruf ist die Ehre, (großer Gott!) und in den Winterquartieren das Vergnügen, das mir aber manchmal wie eine andre, und, ich möchte fast sagen wie eine grausamere, Art von Todtschlagen vorkommt. Gieb doch meinem guten edlen Risot die Versicherung, daß ich an diesem moralischen Morden keinen Theil nehme. Ich lebe darum nicht wie ein Heiliger aus la Trappe. Wenn man acht Monate hindurch den Tod auf den Fersen, vor sich, unter, über und neben sich gehabt hat, und neue acht Monate vor sich sieht, in denen es nicht anders seyn wird: so will man in den vier Wintermonaten das Vergnügen wenigstens eben so nahe

haben. Ihr ruhigen Bürger könnt den Becher der Freude an die Lippen bringen, absetzen, das Vergnügen in langsamen Zügen schlürfen, und pathetisch rufen: die Unmäßigen! Ihr habt gut sagen. Aber wir? Wir müssen den Becher der Freude hinunterstürzen.

Neuigkeiten giebt es nicht. Man schlägt ein Paar Hunderttausende todt, und wird des Krieges müde, wie des Friedens. Endlich macht man Frieden, und alles steht, wie es gestanden hat, bis auf ein Paar Dutzend Städte und ein Hundert Dörfer, die niedergebrannt, und bis auf hunderttausend Familien, die Bettler geworden sind. —

Ich bin gesund, und treibe, wie Du siehst, das Schlachthandwerk mit einer Art von Heiterkeit; das heißt, ich drücke meine Augen fest zu gegen die Gräuel, um nicht vor Abscheu zu sterben — wie Kinder die Augen zudrücken, um die Gespenster nicht zu sehen, die sie fürchten. Dabei streife ich zuweilen von der Heerstraße ab, und suche das Vergnügen, wo kein Andrer es sucht. Im vorigen Frühjahr lag ich in einem Dörfchen bei Marburg, und,

wenn mich meine Hoffnung nicht täuscht, so werde ich diesen Winter wieder dort liegen. Dann will ich Dir öfter schreiben, und zwar von mir selbst. Ein reitzendes Mädchen (Mlle. Büchner heißt sie) wird dann der Gegenstand meiner Bemerkungen und meiner Briefe seyn. Zu erzählen ist davon nichts. Ein Liebeshandel geht bei den Deutschen so langsam, wie alles, wie ihre Reichstagsgeschäfte. Dagegen schließen sie aber auch, wie sie sagen, eine Liebe jedes Mal auf Lebenszeit, siehst Du? und da muß die Sache denn schon mit mehr Ehrfurcht und Bedacht angegriffen werden.

Ich komme da ins Haus. Als ich mein Zimmer in Besitz genommen habe, springe ich hinunter zu meiner Wirthin, einer Wittwe, um ihr meinen Besuch zu machen; und da steht das Mädchen, ihre Nichte, bei ihr. Ich erstaune über die Lieblichkeit des holden Geschöpfes, und sage das. Die Nichte erröthet, uud die Tante macht ein sehr ernstes Gesicht. Noch mehr; man weicht mir aus. Zum Teufel! denk' ich zornig; meinen denn die Leute, daß Unsereiner ein halbes Jahrhun-

dert Zeit hat, eine Bekanntschaft in Gang zu bringen? Ich sagte das der Tante mit allem möglichen Ernst, und behauptete auch geradezu, daß ihre Nichte vor mir zittre. Sie lächelte mitleidig, und erwiederte mir in recht gutem Französisch: „gefährlich, Herr Graf, sind Sie nicht. Wir scheuen nichts weiter, als was Sie Ihr air degagé, Ihre Superiorité in der Lebensart nennen.“

Sehen Sie, sagte ich lachend, daß Sie uns fürchten?

„Nicht darum, Herr Graf. Wir Deutschen nennen eben das, was Sie Ihre Supériorité nennen, Ungezogenheit. — Wollen Sie mit uns leben, so müssen Sie Sich in unsere Sitten finden.“

Nun wohl! gab ich zur Antwort. Ich will leben wie ein Reichskammergerichtsrath aus Wetzlar; nur muß die reitzende Grazie nicht mehr auf ihrem Zimmer bleiben: sonst, das sag' ich Ihnen, schlage ich die Thüren ein, um zu ihr zu kommen.

„Sie fangen gut an, Herr Graf,“ sagte die Tante lachend. — Dann setzte sie ernst

hinzu: „meine Nichte soll künftig mit uns essen; aber bei der ersten Ungezogenheit, die Sie Sich erlauben, geht sie nach Cassel.

So kam denn endlich die schöne Henriette zum Vorschein, und ich wurde an ihr ganz irre; mein Witz, meine Schmeicheleien, meine Anbetung — alles war hier falsche Münze, die nicht galt. Ich wollte das Mädchen bilden, und sie ist es werth; aber sie erklärte mir sehr zutraulich: sie wünsche, mich zu bilden. Mich? sagte ich sehr betreten. „Ja, Sie!" erwiederte sie ernsthaft. „Sie haben ein edles Herz, Herr Graf, und verdienen ein besserer Mensch zu seyn." Ich lachte; aber — sieh, so seltsam ist der Mensch! — das Mädchen fing an mich zu unterjochen. Die Tante hatte Recht; ich war nicht dem Mädchen, das Mädchen war mir gefährlich. So oft ich ihr meine Liebe erklärte, gleichviel in welcher Manier: so antwortete sie mit einem Gelächter, oder mit Spott. Aber, Mademoiselle, sagte ich einmal, in ganzem Ernste zornig, als sie mich wieder auslachte: wie macht man es denn in Deutschland, wenn man

einem Mädchen seine Liebe erklärt? — Sie lachte noch stärker. „In Deutschland, Herr Graf, erklärt man seine Liebe nicht."

Aber was thut man denn sonst?

„Man liebt," sagte sie mit lachenden Augen.

Ich hielt diese Antwort für einen Wink, den sie mir gäbe. Freilich war in ihrem Betragen nichts, was mich zu dieser Vermuthung berechtigte; ich mußte aber doch etwas thun. Wahrhaftig, sagte ich, Sie haben Recht; da sind die Deutschen klüger, als meine Landsleute. Ich faßte sie in meine Arme, und wollte sie an meine Brust drücken; aber — mit einem Tone, der ernst wie ein Todesurtheil klang, und mit funkelnden Augen, sagte sie: „Herr Graf!" und machte sich los. „Wagen Sie das noch einmal," fuhr sie fort, „so haben Sie mich zum letzten Male gesehen." — Ich war verlegen wie ein Knabe, der auf einem Verbrechen ertappt wird, und meine armselige Verlegenheit wurde noch größer, als sie in einem gelindern Tone sagte: „ich freue

mich, Herr Graf, daß Sie Sich Ihrer Ungezogenheit wenigstens schämen."

Aber, sagte ich, halb lachend, halb verdrießlich: so bitte ich Sie denn in Ernst, mir zu sagen, was ein Deutscher thut, wenn er ein Mädchen liebt. Sage ich Ihnen, daß ich Sie liebe, so lachen Sie mich aus.

Sie antwortete wieder: „ein Deutscher liebt ein Mädchen; das ist alles." Und nun gab sie mir eine Erklärung davon, die mir zeigte, daß ein solcher Handel das Langweiligste in der Welt seyn muß. Ja, sagte ich und faltete die Hände, ich muß also fromm seyn, und meine Seufzer an dem Rosenkranze abzählen, schöne Henriette? Nun, auch das!

„Sie müssen," erwiederte sie lachend, „weiter nichts seyn als Sie selbst. Sagen Sie mir, so oft Sie wollen, daß Sie mich lieben, und lassen Sie mich lachen."

Sieh, Louis, so ging es alle Tage. Henriette lachte, und ich fing an mich sehr unbehaglich zu fühlen. Ich glaubte, sie liebte schon einen Andern; aber nein: sie war vollkommen frei. Was ich auch thun mochte, — und was

that ich nicht! — ich kam bei dem Mädchen nicht um einen Zoll vorwärts. Zuweilen glaubte ich den Sieg in Händen zu haben; aber ich armseliger Tropf mußte mich wieder verspotten lassen.

So ging das zwei Monate, zwei ewige Monate; und nun kam die Ordre, schnell zu marschiren. Meine Compagnie saß auf; mein Kammerdiener gab mir Degen und Hut. Man hatte nichts weniger als diesen schnellen Aufbruch erwartet. Ich ging hinunter zu Henrietten. Als ich in das Zimmer trat, stand sie eilig auf, und sagte ein wenig ängstlich: „ist es wahr, Herr Graf?"

Wir marschiren, sagte ich lachend. Morgen stehe ich einem andern Feuer gegenüber, als dem da, in den blauen Augen.

„Ihr guter Engel beschütze sie, lieber Herr Graf!" sagte sie sehr ernst. Sie wurde bleich, und es rollten Thränen über die schönen Wangen.

Ach! rief ich; Sie Grausame! Erst jetzt, da mich der Tod von Ihrer Seite reißt, gestehen Sie mir, daß Sie mich lieben!

„Ja, lieber Graf," sagte sie, und legte ihre zitternde Hand in die meinige. „Ich denke mit Angst an die Gefahr, der Sie entgegen gehen, und ich würde trostlos seyn, wenn ich hören müßte, daß . . . Ja, lieber Graf, wenn es Ihnen angenehm ist — Sie lassen hier eine Freundin zurück, die für ihr Wohl beten wird."

Freundin? rief ich; in dieser Minute? Liebe Henriette, wie kalt! warum nicht: Geliebte?

„Ich sage nie mehr, als ich fühle, Herr Graf. Leben Sie wohl. Ich wünsche Ihnen Gesundheit und Glück." Nun drangen Thränen aus ihren Augen. Sie drückte meine Hand, und ich — laß mich das gestehen — war sehr ernst. — Als ich mich auf ihre Hand beugte, hielt sie mir die lieblich blassen Wagen zum Kuß hin. Ich küßte sie schweigend, in einer Empfindung, die Thränen in meine Augen zu bringen drohte. Mit abgewendetem Gesichte sagte ich: Henriette! meine Freundin! Gott behüte Sie! Dann stürzte ich aus dem Zimmer, warf mich auf mein Pferd, und sprengte davon. Ich hätte einen Marschalstab darum ge-

geben,

geben, wenn eine feindliche Batterie vor mir gewesen wäre.

Sieh, ehemals war so etwas in drei Tagen vergessen; aber hier? Noch jetzt, nach fünf Monaten, steht die schöne Gestalt mit den thränenvollen Wangen vor meiner Seele; und — ich Thor! — ich habe Minuten, wo ich mich frage: wird es ein Glück für dich seyn, wenn du sie wiedersiehst? Zuweilen verwünsche ich den Tag, da ich sie zuerst sah, und zittre vor dem Augenblicke, da ich sie wiedersehen werde. Und dieser Augenblick ist in meiner Gewalt; ich darf nur die Markise meines Zeltes aufheben, so sehe ich den Kirchthurm ihres Dorfes, sehe die Bäume auf dem Hügel, unter denen sie mehr als Einmal an meiner Seite gesessen hat. Diese Henriette, Freund, — in Paris würde man sie fade finden. Ach, daß wir, wir unglücklichen Großen, mehr fordern müssen, als ein Herz, als Geist und Schönheit!

Pah, lieber Vetter, nimm es nicht übel! So nahe bei dem Kirchthurme, an dessen Fuß

ein schönes Mädchen wohnt, das in Thränen zerfloß, als ein junger Thor wieder ins Feld mußte: — eine solche Situation ist so rührend, daß du mir wohl die letzte Romanentirade zu gute halten wirst. Man schreibt sich so in die Natur hinein, daß sie einen faßt, ehe man es sich versieht. Das kommt von langen Briefen! Aber, so viel ist wahr: in ganz Frankreich giebt es kein Mädchen, dem die Empfindsamkeit und die Farbe der heroischen Tugend so gut stehen würden, als Henrietten. — Meinetwegen glaube, was du willst; halte mich sogar für einen tragischen verliebten Gecken: ich will es dir nicht wehren. Grüß meine Mutter, und gieb ihr die Nachricht, daß es für dieses Jahr mit dem Kriege vorbei ist. Meinem guten Risot sage, daß mein Oheim mich neulich allen Officieren als ein Muster reiner Sitten vorgestellt hat. Er wird sich darüber freuen. Ich mußte mich ein Paarmal schlagen, um meinen Kameraden zu beweisen, daß ich doch nicht ganz und gar ein Heiliger sey, wie sie meinten. Welch eine närrische Welt, in der man sich raufen

muß, weil man reine Sitten hat! Der Chevalier *** rieth mir, ich sollte doch, um nicht Anstoß zu geben, ein Paarmal öffentlich zu einer barmherzigen Schwester gehen. Sieh, solche Dinge treibt man einen Finger breit vom Tode! Adieu. Bald mehr.

2.

Derselbe an Denselben.

H** bei Marburg.
Dec. 1760.

Wie du willst, mein guter Vetter. Ein jeder treibt sein Geschäft, vom Minister an bis auf den Wasserträger. Treib du das deinige, und laß deine Späße meinethalben in den Mercure setzen. Damit du doch aber weißt, was für ein rührendes Geschäft ich treibe, so will ich es dir mit drei Worten klar und deutlich sagen. Ich sitze hier neben Henrietten, und befestige an einen großen Busch von Buxbaum vergoldete Rosinen und Mandeln für ein kleines Mädchen zum Weihnachtsgeschenk. Wenn dir das lächerlich scheinen sollte, mein sehr

weiser Vetter, so lies einmal unsere Satirenschreiber, und sieh zu, ob die das blaue Band und den Marschalstab, zu denen euer Ehrgeiz mich bestimmt, für etwas Anderes halten, als für vergoldete Rosinen und Mandeln. Der ganze Unterschied ist der, daß ein Kind für seine Freude nichts, gar nichts, aufzuopfern braucht, daß es sie umsonst, nicht vom Neide verbittert, und folglich um so reiner hat. Sag du dem Minister, dem Duc de ***, und wem es sonst zu wissen gelüstet: ich wäre jetzt in einer Stimmung, daß ich, ohne mich eine Minute zu besinnen, das blaue Band um den Buxbaumbusch winden könnte.

Was ihr auch sagen mögt — Henriette hat Recht: „wehe dem Herzen, das nie einen Tag erlebt, an dem ihm alle Bänder, alle Würden der Erde nichts sind!" Weiter. Du möchtest gern wissen, was ich vorhabe, was ich treibe, was ich will; denn nach meinen letzten Briefen aus D**, meinst du, ließe sich nicht viel Kluges erwarten. — Guter Freund, ich mag es gern, daß man weiß, wie man mit einander daran ist. Also zuerst darüber

ein Paar Worte. Es würde euch nicht schwer seyn, mich hier in meinem Treiben zu stören. Ihr könntet mich zurückkommen lassen; wollte ich nicht, so dürfte man mich nur arretiren, und so weiter. Ihr könntet — ich zittere, wenn ich denke, was ihr alles könntet. Nun, Ihr habt euren Willen für euch; aber ich bin fest entschlossen, den meinigen für mich zu haben. Du sollst erfahren, was ich treibe; aber jetzt, lieber Vetter, erinnere ich dich an unsere Jugendfreundschaft, an die Schwüre, uns treu zu seyn im Leben und im Tode. Ich will meine Geheimnisse in deine Brust ausschütten; verrathe das Vertrauen der heiligsten Freundschaft nicht. Dich, lieber Louis, dich will ich gebrauchen, mein Glück zu gründen. Auf dich rechne ich. Könntest du meine heiligsten Hoffnungen täuschen?

Ich liebe Henrietten, und sie liebt mich. Aber ich bitte dich, denke bei dem Worte: „Liebe," an das Heiligste, was der Mensch hat, an eine unergründliche Empfindung, an einen Strom von allmächtigem Leben, der die Seele glühend durchfährt. Ich liebe das theu-

re, unaussprechlich reine Geschöpf mit einem Gefühle, das mir selbst ein Wunder scheint. Wie soll ich es dir sagen, daß du nicht spottest! Oder spotte nur; ich werde euch doch nie sagen können, was ich fühle.

Ich kam wieder nach O * *, und sie empfing mich sehr fröhlich. Fort über den Augenblick, den mein verkehrtes Herz noch entweihen konnte! Nun hob ein Leben an — o, was kann der Mensch seyn, wenn er nur Mensch seyn will! Ich war unzertrennlich von dem Mädchen. Als ich dem engen Zauberkreise ihrer Tugenden, ihrer kleinen, unbemerkten und doch so erhabenen Tugenden, näher trat, zum ersten Male ein Herz kennen lernte, das sich nie zu verbergen brauchte, die hohe, freie, feine Bildung ihres Geistes sah, die sich mir in den Winterabenden nach und nach entwickelte: da liebte ich sie nicht mehr wie vorher; sie war das erste weibliche Geschöpf, das ich achtete: und aus dieser Achtung hob sich Liebe hervor. Jetzt verstand ich, was sie ein Jahr früher sagte: „in Deutschland liebt man.“ Ich liebte sie, und sagte

es ihr nicht; sie liebt mich wieder, und noch nie ist das Wort „Liebe" über unsre Lippen gekommen.

Meine Erziehung hat mir das zweideutige Gefühl der Ehre gegeben. Ich war ein Franzose, und würde diesem Namen keine Schande gemacht haben. Meine Mutter und Risot füllten mein Herz mit Abscheu vor allen niedrigen Ausschweifungen; jetzt erst danke ich es ihnen. Sie bildeten mich zu einem guten Bürger: ich haßte das Laster. Henriette hat mich zu einem Menschen gemacht: sie lehrte mich die Tugend lieben. Du wirst lächeln und wieder lächeln. Aber es ist so.

Was ich will? Diese seltsame Frage habe ich schon hundertmal an mich gethan, ohne sie zu beantworten. Will ich, was ich sollte, so — Eure Einwilligung erwarte ich vergebens. Laß das! Die Frage ist in meinem Herzen, in der Natur schon längst beantwortet. Was ich will, ist entschieden genug; was ich soll, wird die Zeit lehren. Doch in einigen Monaten löst vielleicht die Kugel eines braven Landsmannes von Henrietten, oder ein Engli=

scher Säbel, diese Frage zu Aller Zufriedenheit; und — was dir das Seltsamste scheinen mag — so glücklich ich auch bin, ich kann oft mit Sehnsucht an eine solche Auflösung der großen Frage denken. Bis dahin sitze ich hier, putze einen Weihnachtsbaum für das Kind, besehe jede Stunde eine Garnitur Brüsseler-Kanten für Henrietten, und frage: wird sie sich auch darüber freuen?

Wenn Henriette erriethe, was ich will — es geschähe, was ihr dort auch thun möchtet. Giebt es doch Länder, wohin der allmächtige Arm der Minister nicht reicht; und reichte er auch dahin, wollte man mich nicht glücklich seyn lassen: nun, so giebt es ja ein Land, an dessen dunkler Gränze die Gewalt der Menschen scheitert. Dahin flieh' ich. Eine Stunde in Henriettens Armen gelebt: was ist dann der Tod! Ich schreibe mit Thränen in den Augen, und mit einem felsenfesten Entschlusse im Herzen.

3.

Derselbe an denselben.

D**. Januar 1761.

Du spottest über meine Bekehrung, wie du dich ausdrückst, und bittest mich, dich in mein Gebet mit einzuschließen. Lieber Louis, was ist denn dieses Leben? Denke dir nur einen Augenblick den Französischen Thron umgestürzt, den Adel aufgehoben: bleibt dann nicht noch immer der Mensch übrig? Wenn nun keine Hofstellen, keine Bänder, keine Stäbe, keine Gouvernements mehr existirten: was würde dann das Glück der Menschen ausmachen? Doch wohl das, worüber du spottest: die Liebe, der häusliche Genuß. Und wenn diese wahres menschliches Glück sind: verdienen sie dann Spott? Sind denn die Weisen aller Nationen, die Dichter und Philosophen, ohne Ausnahme. unverschämte Lügner, daß sie einstimmig Gatten- und Elternliebe, häusliche Freuden, Unschuld und Tugend das Glück der Menschen nennen? Ist denn der Mensch am Hofe

der einzige Philosoph, welcher weiß, was menschliches Glück ist? er, dessen Herz von Neid und Eifersucht, von Ehrgeitz und Furcht beständig zerrissen wird? er, der so oft Verbrechen, Gift und Dolch, Wollust und niedrige Schmeichelei zu seinen Waffen, zu den Quellen seines Glückes gemacht hat?

Antworte doch darauf. Ich bitte dich aber, bleib weg mit den Gemeinsprüchen von Ehre, Familiengröße, Glanz, Ahnen und so weiter. Du wirfst mir Täuschung vor, eine kindische Täuschung. Ich will das zugeben. Täuschung also. Ist denn euer Glück mehr als Täuschung? Versetze dich mit dem blauen Bande, dem Marschalstabe und den Ahnen der Bourbons unter die Menschen am Ohio; und du giebst das alles für eine Handvoll Mais. Versetze mich mit einem geliebten Weibe, unter welchen Himmel du willst; die Liebe bleibt immer Liebe. Ist sie Täuschung, nun, so ist sie Täuschung der Natur, des Himmels und meines Herzens; sie hat Tugend zur Folge, Zufriedenheit zum Lohn. Und was ist denn eure Größe? Ein Band, ein Stab, ein Ti-

tel, eine Reihe Namen, die euer Ehrgeiz, eure Eitelkeit erst zu etwas machen muß. Soll ich getäuscht werden, so mögen mich die Natur, das Glück und die Tugend täuschen, weil ich ein Mensch bin.

Du begreifst nicht, wie es zugegangen ist, daß ich meine Grundsätze aufgegeben habe? Grundsätze! lieber Gott! Man hatte mich in den Vorurtheilen meines Standes erzogen: das ist alles. Ich war ein eitler Thor, ein junger Laffe, der sich mit den Träumen seiner Eitelkeit behalf, weil er das Glück nicht kannte, das dem Menschen gegeben ist — ein Blinder, der keinen Begriff vom Lichte hatte, und dem nun das Gesicht geschenkt wurde. Ich öffne die Augen, sehe den holden Zauber des Lichtes, erstarre, falle vor Entzücken nieder; und ein anderer Blinder ruft mir zu: Täuschung! nichts als Täuschung! — „Warum hast du deine Grundsätze aufgegeben?" Weil ich sehen lernte.

„Eine empfindsame Schöne," spottest du weiter; „ein kleines Mädchen, — pfui der Schande! — hat dich bekehrt!" Ich lächle. Es sey so, wie du sagst. Ein fallender Apfel

belehrte Newton über das Gesetz, das die Welten in ihren Kreisen umtreibt. Wollen wir es leugnen, weil ein fallender Apfel, und nicht eine fallende Welt, es ihn lehrte? — An welcher Seite ist die Wahrheit? das ist die einzige Frage. Was ich will, fragst du noch einmal? Ich bitte dich, frage das nicht wieder; denn sieh, um dir nur eine Antwort zu geben, könnte ich wollen, was ich der Zeit überlassen habe. Erst Frieden, dann will ich antworten. Bis dahin gehab dich wohl.

4.

Risot an den Grafen d'A**.

Paris. Januar 1761.

Mit Zittern nehme ich die Feder, lieber Graf. Ihr Cousin hat mir Ihre Briefe gezeigt, und mich zum Richter in Ihrem Streite mit ihm gemacht. Befürchten Sie keine Gemeinsprüche von mir. Erinnern Sie Sich, daß ich Sie erzog, daß ich Sie liebe, und daß ich Sie, so viel ich konnte, zu einem

Menschen bildete. Sie haben im Allgemeinen Recht, lieber Graf: es giebt kein größeres Glück, als das, welches Liebe, Häuslichkeit und Tugend gewähren; und wie ich über Ahnen und Ehrenstellen denke, wissen Sie ja. Hier ist aber nicht von Ihnen die Rede, sondern von dem Mädchen, das Sie lieben. Trotz Ihrer Familie, stehen Sie im Begriff, diesem edlen Geschöpfe Ihre Hand zu geben. Das kann nicht ohne Schwierigkeit geschehen, und ist vielleicht ganz unmöglich. Sie sind, was auch das Natürlichste ist, entschlossen zu warten; aber unterdessen entzünden Sie in dem Herzen des Mädchens eine Leidenschaft, die von anderer Natur ist, als die Ihrige. Setzen Sie den Fall, lieber Graf, einen Fall, der so leicht möglich ist, daß nun während der Zeit, da Sie warten, Ihre Leidenschaft kälter würde. Die Vorurtheile Ihrer Jugend erhalten wieder neues Leben, eben weil sie Vorurtheile der Jugend sind. Ein Vorurtheil, das gewaltsam unterdrückt wird, ist darum noch nicht todt. Glauben Sie das einem Manne, der seit zwanzig Jahren mit dem Aber-

glauben seiner Kindheit kämpft, ohne ihn ganz zu besiegen. Ihre Liebe wird kälter, Ihr Ehrgeitz lebhafter. Jetzt hat die Liebe bei Ihnen den Ehrgeitz zu Boden geworfen: wird nicht dann der Ehrgeitz die Liebe zu Boden werfen? Sie finden jetzt Gründe, alle die Ansprüche, welche Ihre Familie, Ihr Vaterland, und Ihre eigene Einbildungskraft an Sie machen, zurückzuweisen. Auch dann wird es Ihnen nicht an Gründen fehlen, die Ansprüche, welche die Liebe und die Treue an Sie machen, zurückzuweisen. Glauben Sie mir, das Herz, auch des edelsten Mannes, ist der ärgste Sophist. Der Mensch muß, wenn er es vermeiden kann, keine Pflicht auf sich laden, die er nicht zu erfüllen im Stande ist; und das würde Ihr Fall seyn. Sie sind in den Begriffen des Ehrgeitzes erzogen; die Vorurtheile Ihres Standes sind in alle Ihre Ideen, in alle Ihre Empfindungen gedrückt. Jetzt schweigen diese Vorurtheile; aber sie werden nicht immer schweigen. Werfen Sie in diesem Falle nur Ihre Blicke auf das Mädchen. Sie wurde für die Liebe, für häusliche Freu-

den erzogen, und kennt keine andre Tugend, kein anderes Glück, als treue Liebe: — wie ja fast das ganze weibliche Geschlecht für diese Tugend, für dieses Glück erzogen wird. Fragen Sie die Register der Unglücklichen, die den Verstand verloren. Ehrsucht brachte die Männer, Liebe die Weiber in die Irrhäuser. Natürlich. Bei den Weibern ist Liebe, bei den Männern Ehrgeitz die stärkste Leidenschaft.

Wenn nun Ihr Ehrgeitz erwachte, wenn Sie Gründe fänden, das Mädchen zu verlassen, und das arme Geschöpf, welches nichts als Liebe kennt und verlangt, nun das einzige Glück seines Daseyns aufopfern sollte! O, lieber Graf! ich hoffe, ich weiß, Sie zittern bei diesem Gedanken.

Ich will Ihnen die Tugend nennen, welche Vernunft und Menschlichkeit von Ihnen fordern, und zu der allein Sie Stärke haben, haben müssen. Jetzt ist die Leidenschaft noch im Entstehen. Noch haben Sie dem Mädchen nicht gesagt, daß Sie es lieben; noch scheint es ihm selbst eine Unmöglichkeit, Sie zu besitzen. Verlassen Sie das Mädchen. Es wird

Thränen vergießen, aber nicht unglücklich seyn; nur die betrogene Liebe macht unglücklich. Es wird Sie vergessen, und an dem Herzen eines edlen Mannes glücklich werden. In Ihren Armen würde sie es wahrscheinlich nicht. Sehen Sie, das ist die Tugend, welche ich, die Menschlichkeit und die Vernunft von Ihnen fordern, und zu welcher Sie alle Ihre Stärke nöthig haben. Das steht in Ihrer Gewalt; aber nicht eine ewige Liebe, eine heilige Treue, wie dieses Mädchen sie zu ihrem Glücke fordern muß. Ständen sie in Ihrer Gewalt, lieber Graf; ich wollte zu Ihnen sagen: geben Sie dem Mädchen Ihre Hand, und seyn Sie glücklich. Aber, gewiß, mein theurer Zögling, so ist es nicht. Ihr Ehrgeitz wird einmal wieder erwachen und das Herz des Mädchens zerbrechen, das Sie jetzt, wenn Sie Muth zur Tugend haben, noch retten können. Haben Sie jetzt nicht Stärke genug, einmal Ihre Leidenschaft zu überwinden; werden Sie dann Ihr ganzes Leben hindurch stark genug seyn, den Ehrgeitz, die Vorurtheile des Ranges, die mit jedem Jahre wachsen, zu

besiegen? Ich bitte, hören Sie auf die Stimme eines Mannes, der Sie liebt, der nichts in der Welt liebt, als Sie. O, laden Sie nicht den Vorwurf auf Ihre Seele, daß Sie zerstörten, was Sie für das Edelste auf der Erde hielten, das Herz, das Glück dieses Mädchens. Ja, lieber Graf, ich hoffe, Sie zu sehen. Ein Brief von Ihrer Mutter bittet für Sie um Urlaub bis auf das Frühjahr. Ich beschwöre Sie, kommen Sie zu uns!

Ihr treuer Risot.

5.

Der Graf d'A*** an Louis **.

Brüssel, im April 1761.

So ist es denn vorbei! Ihr habt euren Willen! Ob es so gut ist? O, ich möchte das verächtlichste weibliche Geschöpf von der Straße nehmen, und mich mit ihr trauen lassen, um euch für eure Grausamkeit zu bestrafen, und mich — Und mich? Da stehe ich an dem entsetzlichsten Abgrunde des Elendes. Wüßtet Ihr,

was Ihr gethan habt, wie ich weiß, was ich gethan habe: Ihr würdet, anstatt zu jauchzen, weinen. Weinen! sag' ich. Was wolltet Ihr denn mit eurem elenden Machwerke? Bis Brüssel habt Ihr mich hergeschleppt. Da stehe ich und betrachte den Weg voll Bluts, voll Thränen, den ich gegangen bin. Noch habt Ihr mich nicht in Paris. Triumphirt nicht zu früh!

Schlagt Ihr nun das ehrenvolle Band, für das ich die heiligsten Schwüre zerreißen mußte, um meine wunde Seele. Werde ich es nicht sehen, wie sie bleich und sterbend niedersinkt? werd' ich es nicht ewig sehen? Ach, mein treuer Risot, warum sagtest du mir nicht: du bist ein elender, verächtlicher Bösewicht! Das bin ich. Sag das meiner Mutter, Louis! Dazu habt Ihr mich gemacht! Ich will dir erzählen. Es ist abscheulich, abscheulich!

Ich bekam Risots Brief, fühlte halb, daß er Recht hatte, und blieb dennoch. Da schwankte ich hin und her, und meine Seele spann das gräßlichste Verbrechen aus sich hervor. Ich

war nicht glücklich, und kann es nie wieder werden. Auch in den Stunden des höchsten Entzückens war ich nicht glücklich; das Verbrechen goß seinen bittersten Wermuth über sie. Henriette wurde mein. Da lag ich auf den Knieen, und schwor mit bebender Stimme, sie sollte ewig mein seyn, schwor es bei ihren Thränen, bei ihrem Jammer, bei ihrer Verzweiflung, und mit aufrichtigem Herzen. O, wie konnte ich diese Unschuld, dieses himmlische Vertrauen, so gräßlich betriegen! Sie riß meine Hände, die ich schwörend zum Himmel aufhob, herunter, und bat ihn, meine Schwüre nicht zu hören. O, sie ahnete mein Verbrechen, und liebte mich dennoch. Da kamen eure Briefe, und das Verbrechen hob an. Jetzt kam auch der Brief des Königs. Mein Oheim ließ mich rufen, und mahlte mir mit täuschenden Farben die glänzende Laufbahn, in die mich ein Verbrechen bringen sollte. Ich warf mich vor ihm nieder, beschwor ihn mit Thränen, meine Schwüre halten zu dürfen; sagte ihm, das geliebte Mädchen sey mein, und ein heiligeres Band, als

die Kirche knüpfen könne, das Band der Natur, fessele mich an sie. Er las mir, anstatt zu antworten, den Brief des Königs vor. Ich Unglücklicher wagte es nicht, dem Wunsche des Königs zu widerstreben; wohl aber hatte ich den gräßlichen Muth, die Natur, die Tugend von mir zu stoßen, mein Weib zu verlassen.

Das Bubenstück wurde verabredet. Ich kehrte mit heiterer Stirn und schwarzer Seele zu Henrietten zurück, und wiederholte die Schwüre der Treue, um sie zu täuschen, um desto sicherer den Todesstoß auf ihr offenes unverwahrtes Herz führen zu können. O Höllenmarter! vor diesem Auge voll Unschuld, voll Glaubens, voll Thränen, stand ich mit Betrug, mit Falschheit, mit geheuchelter Liebe: — wie ein böser Geist in der Gestalt eines guten Engels vor einer Welt voll Seligkeit und Tugend steht, die er verwüsten will.

Ach, konnte das meine Mutter wollen? durfte sie das? — Fort über das Bubenstück! Es wurde vollendet. An demselben Tage, da ich ihr vor dem Altare meine Hand geben

will; an demselben Tage, da sie schon entschlossen ist, das großmüthigste Opfer zu bringen, und meiner Hand zu entsagen, wenn sie mich nicht ganz glücklich machen kann; in eben dem Augenblicke, da sie mich mit Großmuth, mit Liebe überschüttet, — mein Herz zersprang vor Reue und Marter! — in eben dem Augenblicke fliegt die Thür auf. Der Adjutant meines Oheims stürzt herein, fordert meinen Degen, und kündigt mir an, daß ich sogleich nach dem Hauptquartiere kommen müsse. Die Tugend regte sich zum letzten Male in meinem Herzen; ich machte eine Bewegung, mich zu wehren. La Fosse zog seinen Degen, und die treue Henriette stellte sich vor mich. Wie es verabredet war, gab ich meinen Degen hin, und mit ihm das ganze Gefühl meiner Ehre. Meine Verstellungskunst reichte nicht mehr zu; das niedrige Verbrechen verrieth sich in meinen Augen, und meine Hände zitterten. Ich hatte nicht mehr den Muth, Henrietten anzusehen, und schlug den scheuen Blick zu Boden.

Sie betrachtete mich und la Fossen, einen um den andern. Wir bebten Beide. Sie blieb

ruhig, faßte meine Hand, und fragte mit einem Tone, der mich wie ein Donner erschütterte: betriegen Sie mich? — Ich stürzte vor ihr nieder, und umfaßte ihre Kniee. Sie hob mein Gesicht zu sich auf, betrachtete es, rief dann auf einmal: betriegen Sie mich, so gebe Gott, daß Sie nie wieder etwas von mir hören! Jetzt sprang ich auf, sie an mein Herz zu drücken; jetzt strömte mein Blut glühend durch alle Adern; jetzt erhoben sich alle meine Kräfte mit allmächtiger Stärke. La Fosse riß mich von ihr, und ohne Erbarmen schleppten mich sechs Grenadiere in den Wagen. Ich hörte Henriettens Geschrei; nie wird es in meiner Seele verhallen!

La Fosse gab mir im Wagen den Degen wieder. Ich zertrat ihn, und sagte in einem gräßlichen Gefühle: Verrath der Natur hat mich entehrt!

Man brachte mich nur mit Mühe in das Hauptquartier. Hier spottete mein Oheim über meine Thorheit, und der Duc de * * * hatte für mich ein mitleidiges Lächeln. So zerstörten sie meinen Entschluß zurückzukehren. Man

brachte mich wie einen Schlaftrunknen nach Brüssel. Weh mir und euch!

Erfreuen wollt ihr mich? darum schickt ihr mir Aufträge vom Könige an das Gouvernement von Brüssel? Ich bitte euch, laßt das! Spott mit meinem Elende könnte mich leicht anreitzen, mir den Tod zu geben, nach dem mein Herz sich sehnt. Ich habe dem Minister geschrieben, daß ich nicht im Stande bin, irgend einen Auftrag zu besorgen. Soll ich denn um den Verlust meiner Ehre, meiner ganzen Tugend, um mein verlornes Paradies nicht einmal trauern? Beleidige ich auch dadurch meine Familie, daß ich mit Sehnsucht nach dem Eden blicke, dessen Eingang mir eine höllische, von euch erfundene That verschließt? O lächelt! erlaubt aber dem Mörder, den ihr zu seiner That verführtet, erlaubt ihm wenigstens, nach dem Verbrechen zu zittern, da er es ohne Zittern beging! Ich fürchte, ein zweites Verbrechen wird euch für das erste bestrafen. Mein Elend stößt das Richtschwert immer

tiefer in mein Herz; es muß ja endlich den Sitz meines jammervollen Lebens treffen!

Sie ist mit ihrer Tante nach Kassel gegangen, schreibt mir la Fosse, der meine Sachen aus O*** abgeholt hat. Beruhigt! schreibt er mir, und setzt seine Ehre zum Pfande. Beruhigt? o, wenn ich das glauben könnte; sieh, Louis, wenn sie beruhigt, wenn sie glücklich wäre: dann möchte mein ganzes Leben Unglück und Schande seyn. Beruhigt? ach, ich kenne ihr Herz! Ermordet habt ihr sie, ihr Unmenschen! ermordet! Ich zittre. Jeder Hauch des Windes bringt mir einen Seufzer der Sterbenden, jeder Lichtstrahl scheint mir ihr Schatten. Ich bedecke das bleiche Gesicht mit meinen Händen, so oft jemand an mein Zimmer pocht. Ihr Geist, fürchte ich, tritt herein, um mich starr anzusehen und die Flammen der Hölle über mich auszuschütten.

Leb wohl. O Gott! was habt Ihr gemacht! was hab' ich gethan! Leb wohl.

6.

Der Graf d'A** an Risot.

Paris. 1764.

Liebster Risot, nehmen Sie den Fluch zurück, den Sie über mich aussprachen: den Fluch, daß ich nie wieder glücklich seyn würde. Kann denn keine Reue das Verbrechen versöhnen? ist denn eine vierjährige Hölle nicht Strafe genug für mein Verbrechen? Segnen Sie mich, lieber Risot; eher kann ich meine Hand dem theuren Mädchen nicht geben, mit dem ich mich verbinden soll. Segnen Sie mich, edler Mann, und verzeihen Sie mir; der Himmel wird dann nicht strenger seyn, als Sie. O, das einzige Wort, Risot! Ich beschwöre Sie, heben Sie den Fluch auf, den Sie aussprachen, als ich aus Deütschland zurückkam.

7.

Risot an den Grafen d'A***.

Vilseux. 1764.

Hat Ihr Herz den Fluch aufgehoben, liebster Graf, so nimmt mein Mund ihn gern zurück, und ich bitte den Himmel, Ihnen auch zu vergeben. Vergessen Sie aber nicht einen Augenblick, daß die Göttin Nemesis mit Ihnen durch das Leben geht. Glück ist ein Wort, das Sie nur mit Zittern aussprechen dürfen. Sie haben das Glück eines edlen Herzens zerstört, und — waren doch gewarnt. Es sind viele Tugenden, viele edle Handlungen nöthig, um in den Augen der richtenden Vorsehung diese Eine Handlung aufzuwiegen. Seyn Sie tugendhaft; ich kann unmöglich hinzusetzen: seyn Sie glücklich! — Seyn Sie standhaft, seyn Sie zufrieden: das ist alles, was mein Herz Ihnen sagen kann. Reue löscht jedes Verbrechen aus; und Ihre Reue, Graf, war groß und aufrichtig. Aber wenn die Vorsehung — mit Zittern schreibe ich das — Sie durch Un-

glück oft und stark an Ihr Verbrechen erinnerte: könnten Sie sagen, es sey zu hart? Gott segne Sie! Seyn Sie tugendhaft! Leben Sie wohl.

8.

Der Graf d'A*** an Risot.

D**. 1794.

Die Vorsehung ist gütig und gerecht, liebster Risot. Nun segnen Sie mich ohne Zittern. Ich stehe an der Gränze des Lebens; und die Göttin der Gerechtigkeit, der Rache, zeigt mir das blinkende Schwert, ohne es zu gebrauchen. O, Sie hatten Recht! Die Gnade des Himmels ließ mir ein ganzes glückliches Leben, und versparte das Elend bis auf die letzten Minuten. Ich habe mein Verbrechen sanft und doch sehr schwer gebüßt. Meine Frau ist in Wien, und hat den größten Theil ihres Vermögens gerettet. Mich hält sie für todt.

Ich floh unerkannt, als ein Bettler, durch Frankreich, durch Flandern, und kam glück-

lich an den Rhein. Erst hier erfuhr ich, daß meine Frau gerettet wäre, und daß man mich für todt hielte. Jenseits des Rheins blieb ich in einem Städtchen krank liegen. Seit Jahren hatte ich nicht an meine unglückliche Henriette gedacht. Hier, so nahe bei dem Lande, wo sie lebte, brach die alte Wunde wieder auf. Hier, dachte ich, eben hier, wo du das Verbrechen begingest, sollst du auch sterben. Ich bat den Arzt, mir die Wahrheit nicht zu verhehlen. Er zuckte die Achseln. Mein halbjähriges Umherirren in Frankreich, ungestüme Witterung, schlechte Nahrungsmittel, Sorge und Angst, haben meine Gesundheit zerstört, und die Quellen meines Lebens gänzlich aufgetrocknet. Ich lächelte, als mir der Arzt den Tod ankündigte, ließ mir Arzenei geben, forderte einen Wagen, und reiste nach O***.

Den Nahmen O*** habe ich nie ohne Zittern nennen hören; und jetzt, mit dem Tode im Herzen, war es mir ein Trost, in dem Orte sterben zu können. Vor O*** ließ ich halten, und stieg aus. Da stand das Birkenwäldchen, da lag der Kirchthurm, da ragten

die beiden Schornsteine von Henriettens Wohnung über den Hütten hervor. O Risot, meine Jugend erwachte noch einmal. Ach, ich habe nie ein andres Weib geliebt, als Henrietten: das fühlte ich an dem verstärkten Herzpochen, an dem Leben, das sich mit neuer Kraft durch meine Adern ergoß. Ein Traum meiner glücklichen Stunden schwebte durch meine Seele; ich zitterte nur vor Freude, nicht vor Angst, vor Reue. Der Sterbende durfte so fühlen. — Ich ging langsam in das Dorf hinein. Jeder Schritt zauberte mich die vier und dreißig Jahre zurück, und ein Strom von hohen Empfindungen überwältigte mich. Wie glücklich hätte ich seyn können, wenn ich tugendhaft geblieben wäre!

Der Postillon ließ meine Sachen vor dem kleinen Wirthshause abpacken. Meine Empfindungen waren für den schwachen Ueberrest meines Lebens zu stark gewesen; ich mußte mich sogleich auf ein Bett werfen. Der Wirth hatte nur ein einziges kleines und feuchtes Zimmer, das auch zu einer Vorrathskammer dien-

te. Er verlangte, ich sollte weiter reisen; doch ein Goldstück machte ihn höflicher.

Hier bin ich nun, Risot. Ach, ich habe nicht den Muth, zu fragen, ob Henriette noch lebt! An diesem Briefe schreib' ich mit zitternden Händen. O Risot! hier war ich so glücklich, so unaussprechlich glücklich! Und jetzt! jetzt! Ach, wenn ich hier geblieben wäre, wie ich wollte; und wenn ich sie zu meiner Gattin gemacht hätte: wie viel, wie sehr viel, würde jetzt anders seyn! Darf ich nicht sagen: der Tod in dieser feuchten Kammer ist es, wofür ich Henrietten, meine Ruhe und mein Glück aufgegeben habe? Zuweilen denke ich sogar, die schreckliche Revolution meines Vaterlandes sollte das Gericht seyn, das mein Verbrechen bestrafte. Gute Nacht! gute Nacht!

Risot! die Erde schwankt unter mir; meine Sinne verwirren sich; mein Leben stockt mit jedem Pulsschlage: und dennoch scheinen Kräfte der Allmacht es zu halten. Ich bin bei Henrietten. Tausendmal frage ich mich,

ob ich auch lebe. Noch weiß ich nichts. Was werde ich hören müssen!

Mein Wirth sagte, er habe mir ein andres bequemeres Zimmer im Dorfe ausgemacht. Alle meine Gedanken waren nur auf Einen Gegenstand gerichtet; ich willigte ein, ohne zu fragen, wohin man mich bringen würde. Der Wirth führte mich langsam gegen Henriettens Haus hin. Als wir auf den Hof kamen, weckte mich der Anblick der Linden, unter denen ich so oft mit dem geliebten Mädchen gesessen hatte, aus meinen tiefen Träumen. Wohin führst du mich, Unmensch? rief ich zitternd. Ich wollte zurück. Sollte ich so der Rache selbst entgegen gehen? Ein junger Mann nahm meine Hand, und bat mich, unter seinem Dache die Wiederherstellung meiner Gesundheit abzuwarten. Ich setzte mich unter den Linden, um auszuruhen, und ein tobendes Meer von Empfindungen stürmte in meiner vergehenden Seele. Meine Blicke waren starr auf die offene Thür gerichtet. Ich glaubte, Henriette würde herausstürzen und mit dem Worte: Betrieger! mich nie-

verschmettern. Anstatt ihrer trat eine ältliche Frau in die Thür, und sah mich mitleidig an. Ich wurde in das Haus geführt, auf eben das Zimmer, das ich vor dreißig Jahren bewohnte. Man hielt mich für kränker, als ich war, und brachte mich in ein Bett. Ich wurde ruhiger. Nun kam die ältliche Frau, und fragte nach meinem Befinden, nach meinem Nahmen. Ich nannte ihr einen falschen. Nach einigen Gesprächen, bei denen sie immer unruhiger wurde, fragte sie schnell: „haben Sie in Paris nicht einen Grafen d'A*** gekannt?" Gott im Himmel! jetzt erkannte ich Züge von Henrietten, und ihre Stimme. Sie war es! Tausend Dolche drangen in meine zagende Seele. Ich bedeckte das bleiche Gesicht mit beiden Händen. Sie wiederholte ihre Frage, und ich antwortete seufzend: er war mein Freund.

„Ihr Freund?" rief sie, und rang die Hände. Dann trat sie schweigend an das Fenster. Jetzt betrachtete ich sie endlich. Ich sah mit Beben, daß sie bleich war, und daß ein langer Kummer an ihr genagt hatte. Sie kehrte

nach einer langen Pause zu mir zurück; dann sagte sie stockend: „hat er Ihnen niemals den Nahmen Henriette Büchner genannt?" Woher nahm ich die Stärke, zu antworten: der Unglückliche hat sie bis an den letzten Hauch seines Lebens geliebt!

„Geliebt?" rief sie . . . „Also todt?" setzte sie nach einer Weile hinzu, und trocknete sich die Augen. „Wie starb er?"

Mit dem Nahmen Henriette auf der Zunge, und mit der Hölle im Herzen, weil er sie betrogen hatte."

Sie ging im Zimmer auf und ab; dann kam sie wieder zu mir. „Sein Freund waren Sie? . . . Ich war seine Freundin," sagte sie zärtlich; und dann lauter: „ich bin diese Geliebte, diese betrogene Henriette."

O Risot, ich hielt dem Schmerze geduldig mein Herz hin, daß er es brechen sollte; ich nahm Henriettens Hand, und legte sie auf meine Brust. Mein Leben war stärker, als der Schmerz; es zerriß nicht, als ihre Thränen auf mein Gesicht fielen. O Risot, habe ich nun nicht gebüßt? — Sie verließ mich; doch bald

kam sie wieder. Ach, welche Gewalt mußte ich mir anthun, um ihr nicht zu sagen, wer ich wäre!

Sie ließ einige Worte fallen — o Risot! sie zerreißen meine Seele! — ein Paar dunkle Worte von vierjährigem Wahnsinn. Ich, ich möchte wahnsinnig werden! Vier Jahre! Bedenken Sie! dreißig tausend Stunden! Wie viele Minuten! Ach, ich Unglücklicher, warum entfloh ich der Guillotine!

9.

Karl Büchner an Risot.

D*** 1794.

Hier, mein Herr, schicke ich Ihnen den letzten Brief des Grafen d'A***. Ihre Adresse habe ich in einem Briefe von Ihnen aus London gefunden. Ihr Freund ist gestern hier begraben. Sie kennen seine unglückliche Begebenheit bis auf die Katastrophe. Das Schicksal brachte ihn in das Haus seiner ehemaligen Geliebten, meiner Mutter. Sie entdeckte ihm,

wer sie wäre. Wir hielten den Schmerz, die Verzweiflung, die er so seltsam äußerte, für Wirkungen der Krankheit. Meine Mutter ist sehr unglücklich gewesen. Nach seiner Abreise im Jahre 1761 erfuhr sie von seinem Oheim, daß sie betrogen war, und fiel in einen schwarzen Tiefsinn. Sie war schwanger von dem Grafen. Als sie mich geboren hatte, verlor sie ihre Sinne. Nach vier Jahren bekam sie ihren Verstand wieder, doch nie ihre Heiterkeit. Diese Umstände erfuhr mein Vater, den wir noch immer für einen bloßen Freund des Grafen hielten, nach und nach. Ich bemerkte wie sehr diese Erzählungen unsern kranken Gast und meine Mutter angriffen. Doch suchte ich vergebens, meine Mutter von dem Bette zu entfernen. Auch hielt ich es beinahe für grausam; denn sie war durch die Versicherungen des Fremden, daß der Graf sie bis an seinen Tod geliebt habe, zum ersten Male wieder glücklich.

Noch immer wußte der unglückliche Mann nicht, daß Henriette einen Sohn von ihm hatte, und daß ich dieser Sohn war. Als ich

eines Tages in sein Zimmer komme, finde ich meine theure Mutter in Thränen. Ich nehme sanft ihre Hand, und sage: es greift Sie zu sehr an, liebste Mutter. Da richtet sich der Fremde im Bette heftig auf, und fragt, mich anstarrend: „Mutter? ... Mutter?" wiederholte er noch heftiger; „wie ist das?" — Meine Mutter führte mich vor sein Bett, und sagte: „dies ist der Sohn des Grafen d'A***."

„Mein Sohn! mein Sohn!" schrie er entsetzlich auf. „Henriette! unglückliche Henriette! ich bin der Unmensch, der dich betrog!"

Mein Herr, Sie können Sich die Wirkung dieser wenigen Worte nicht denken. Ich stand wie eine Bildsäule. Meine Mutter warf sich in seine Arme, und rief: „o geliebter Karl!" Sie wurde bleich. Ich faßte sie und trug sie auf einen Stuhl, wo sie sich bald erholte. „O Karl, geliebter Karl!" rief sie noch einmal, und streckte ihm die Arme entgegen.

Jetzt sprang mein Vater — er war nicht unbekleidet — schnell, eh' ich es hindern konnte, aus dem Bette, warf sich meiner Mutter zu Füßen, und rief: „o barmherziger Gott!

vergiebst du mir, Henriette? Geliebte, vergiebst du mir?" Sie hob ihn auf, und drückte ihn an ihre Brust. Er wurde bleich, und immer bleicher. „O Gott!" rief er auf einmal lächelnd: „so glücklich! so glücklich! Mein Sohn!" Er zog mich an seine Brust. „Meine Henriette!" Er schlang den Arm um meine Mutter, und beugte sein Gesicht auf ihre Schulter. Seine Hand wurde kalt. Lächelnd starb er in den Armen seiner Geliebten und seines Sohnes. „Karl!" sagte meine Mutter zärtlich. Sein Arm sank schlaff herunter. Eine Ohnmacht, dachten wir; doch er war todt.

Ich fürchtete für meine Mutter; aber, dem Himmel sey Dank! sie ist ruhig, sogar heiter. Diese traurige Begebenheit giebt dem Ueberreste ihrer Tage eine Art von stillem Glück. „Er liebte mich," sagt sie lächelnd, wenn ich sie anrede. „Er hat dich seinen Sohn genannt," sagt sie dann mit einem himmlischen Entzücken auf den blassen Lippen.

Der Arzt meint, diese Begebenheit habe eine gute Wirkung auf ihre Gesundheit gethan; aber dennoch wird sie ihrem Geliebten wohl

bald folgen. Gott sey Dank, daß eine sanfte Freude noch ihre letzten Stunden erheitert! Auch mein Vater ist lächelnd gestorben.

Sie erhalten hierbei einen Ring, der mit den Worten: „für meinen Risot," bezeichnet ist. Ein Blatt von meines Vaters Hand erklärt meine Mutter zur Erbin der Kostbarkeiten, die er bei sich hatte.

Meine Mutter will sich ihr Grab neben dem seinigen graben lassen. Ich fürchte, sie, die das Unglück auf der Erde trennte, werden bald wieder vereinigt seyn.

Leben Sie wohl, mein Herr. Ich ehre Sie als den Freund meines Vaters und als den Beschützer meiner verlassenen Mutter. Leben Sie wohl.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Kleine Romane und moralische Erzählungen

Bd.: 7

1801

Coburg, Landesbibliothek -- D II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940544-4